

Klaus Pezold

Versuchte Partnerschaft

Meine Arbeitsbegegnungen mit Schriftstellern

Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2022

Klaus Pezold: Versuchte Partnerschaft

Klaus Pezold

Versuchte Partnerschaft

Meine Arbeitsbegegnungen mit Schriftstellern

Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2022

Texte zur Literatur Heft 13

Herausgegeben vom Freundeskreis Rosas Salon

ISBN 978-3-94176-20-5

© Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2022
Demmeringstraße 32, D-04177 Leipzig
www.sachsen.rosalux.de
info@rosalux-sachsen.de

Redaktion: Manfred Neuhaus
Satz: Daniel Neuhaus

Umschlag: Daniel Neuhaus unter Verwendung eines Fotos von Yvonne Böhler
Herstellung: Online-Druckerei »Wir machen Druck« GmbH

Inhalt

Die Ausgangslage	7
Überraschend: Günter Grass	9
Martin Walser	17
Ein neues Thema: Die deutschsprachige Literatur der Schweiz	31
Christoph Geiser und Gerhard Meier	37
Aufs Neue Günter Grass	53
Und DDR-Autorinnen und Autoren?	79
Erfahrungen im Leipziger Schriftsteller-Verband	87
Neue Möglichkeiten seit den 1990er Jahren	93
Zwei spät gewonnene Freunde: Helmut Richter und Peter Gosse	113
Abbildungen	123
Verzeichnis der bereits erschienenen Texte zur Literatur und der im literaturhistorischen Kontext entstandenen Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen	141

Die Ausgangslage

Als Literaturwissenschaftler, der vorwiegend mit zeitgenössischer Literatur befasst war, haben sich für mich Arbeitskontakte zu Schriftstellern ergeben, die ich zu den größten Chancen zähle, die mir mein Berufsleben geboten hat. Dass es so gekommen ist, darüber hat ein Tag im September 1960 entschieden. Zu Beginn jenes Monats war ich wissenschaftlicher Assistent am Institut für Deutsche Literaturgeschichte der Karl-Marx-Universität Leipzig geworden und nun, am 28. 9., hatte ich einen Termin bei Professor Hans Mayer, um von ihm mein Thema für die Dissertation zu bekommen. Das meiner Staatsexamensarbeit ein Jahr zuvor war für mich eine Überraschung gewesen. Nach einer Jahresarbeit zu Lion Feuchtwangers Roman »Erfolg« hätte ich mich gern weiter mit diesem Autor beschäftigt, doch Professor Mayer hatte, mit Blick auf eine von ihm damals schon geplante Konferenz zu Fragen der Romantikforschung, Vorarbeiten für dieses Projekt im Sinn, darunter Themen zum Schaffen Friedrich Hölderlins. Das von ihm für mich gewählte galt einem unvollendeten Werk des Dichters, dem Trauerspiel »Der Tod des Empedokles«, das mir zu diesem Zeitpunkt, anders als der Hyperion-Roman, noch völlig unbekannt gewesen ist. Doch hat mich dann die Arbeit an diesem Gegenstand, bei der mir mein Zweitfach Geschichte, dem ich die Begegnung mit Professor Walter Markov und seinen Arbeiten zur Französischen Revolution verdankte, sehr zu gute kam, mehr und mehr begeistert. Also hoffte ich jetzt, bei Hölderlin und seiner Zeit bleiben und das in der Staatsexamensarbeit Begonnene weiterführen zu können. Es kam jedoch ganz anders. Professor Mayer hatte schon Dissertationsthemen zu Hölderlin vergeben (so an meinen Freund Günter Mieth, der in der Folgezeit zum international be- und anerkannten Hölderlinspezialisten geworden ist) und dachte nun nicht mehr an die Erfordernisse seiner geplanten Konferenz, sondern an die der Ausbildung seiner Studenten. Er meinte, es müsse sich wieder einmal jemand mit westdeutscher Literatur beschäftigen, die in der Lehre bis dahin

allein sein geschäftsführender Oberassistenten Werner Schubert vertrat, der – was damals noch nicht öffentlich bekannt war – in nächster Zeit eine Gastdozentur im Ausland übernehmen würde. Daher sollte ich mich in dieses Gebiet einarbeiten und erhielt für meine Dissertation das Arbeitsthema »Der Zeitroman der Gruppe 47«. Gruppe 47, das sagte mir natürlich etwas, und als Verfasser zeitkritischer Romane waren mir aus diesem Kreis zumindest Heinrich Böll, Günter Grass und Martin Walser namentlich bekannt.

Nun galt es erst einmal, viel zu lesen, Überblick über den zu bearbeitenden Gegenstand zu gewinnen. Zu einer genaueren Beschäftigung mit einem der mir bereits etwas bekannteren Autoren, wurde ich dann im Doktorandenseminar von Professor Mayer angeregt. Dieser hatte damals eine Vereinbarung mit dem Ministerium für Kultur der DDR getroffen, von Teilnehmern dieses Seminars, die entsprechende Themen bearbeiteten, Forschungsberichte zu wichtigen Autoren aus der BRD, der Schweiz und Österreich anfertigen zu lassen, die nicht publiziert werden sollten, aber als Informationsmaterial dem Ministerium übergeben wurden. Dahinter stand die Absicht, dort, wo über die Veröffentlichung jener Autoren in der DDR entschieden wurde, sachliche und für die Akzeptanz ihrer Werke förderliche literaturwissenschaftliche Vorarbeiten als Entscheidungshilfen zur Verfügung zu stellen. Und da Professor Mayer der Meinung war, dass jede anständige Arbeit ihren Lohn verdiene, hatte er mit dem Ministerium ein Honorar (nach meiner Erinnerung 1.200 Mark der DDR) für jeden dieser Forschungsberichte vereinbart. Für einen Assistenten mit knapp 600 Mark Monatsgehalt ein nicht unwesentlicher zusätzlicher Anreiz, sich dieser Aufgabe zu widmen. Am 30. Juni 1961 war ich mit meinem Walser-Bericht im Doktorandenseminar an der Reihe, ein Vierteljahr zuvor aber hatte ich überraschender Weise die persönliche Bekanntschaft eines anderen meiner Vorzugskandidaten aus dem Kreis der Gruppe 47 machen können.

Überraschend: Günter Grass

Zum besonderen Ruf, den der Hörsaal 40 des alten Universitätsgebäudes in den 50er und frühen 60er Jahren erlangt hat, trugen nicht zuletzt Veranstaltungen mit namhaften Autorinnen und Autoren sowohl aus der DDR als auch aus anderen deutschsprachigen Ländern bei, die als Gäste Professor Mayers von ihm begrüßt und vorgestellt, dort aus ihren Werken lasen. Solche Begegnungen im Hörsaal hatte ich als Student mehrmals miterleben können (und als Hilfsassistent Tonbandaufnahmen davon zu machen versucht) und sie sind mir in Erinnerung geblieben. Besonders zwei davon hatten einen starken Eindruck auf mich gemacht: eine Veranstaltung mit Anna Seghers und – in meinem letzten Studentenjahr – die gemeinsame Lyrik-Lesung von Ingeborg Bachmann, Hans Magnus Enzensberger, Stephan Hermlin und Peter Huchel. Nun, im Frühjahr 1961, war es Hans Mayer gelungen, Günter Grass, der zwei Jahre zuvor mit seinem ersten Roman »Die Blechtrommel« in der Bundesrepublik einen zwar umstrittenen, aber desto heftigeren Debut-Erfolg als Romancier gehabt hatte, für den Hörsaal 40 zu gewinnen. Die Lesung fand am 21. März nachmittags 15 Uhr statt, am Vormittag aber hatte Grass die vorgeschriebenen Anmeldeformalitäten für einen Gast der Karl-Marx-Universität im Leipziger Polizeipräsidium zu erledigen. Dafür war ihm vom einladenden Institut ein Betreuer zur Seite gestellt worden, und dieser war ich, denn Professor Mayer hatte mit Blick auf mein Dissertationsthema so entschieden. An den Vorgang der Anmeldung in der Dimitroffstraße selbst habe ich keine Erinnerungen. Wohl aber an den Rückweg quer durch die Innenstadt zum Hotel von Grass (es war wohl das Astoria). Als Leipziger und Germanist wollte ich ihm zumindest Auerbachs Keller gezeigt haben. Und so stiegen wir die Stufen von der Mädler-Passage aus hinunter und haben an der Theke einen Wodka getrunken. Danach ging es weiter durch die Stadt. Es war kein lebhafter Betrieb und vor allem Pkws begegneten uns nur selten. Als doch einmal ein Wartburg auftauchte, bemerkte Grass, der gehöre sicherlich einem Funktionär. Ich meinte dazu: doch wohl eher einem Handwerker. So meine Erinnerung. Ein Vierteljahrhundert später sollte sich herausstellen, dass Grass sich die Situation auch gemerkt, aber mit ihr eine ganz andere Erinnerung verbunden hatte. Geblieben von unserem damaligen Gespräch auf dem Weg durch die Stadt ist mir noch ein Hinweis von Grass auf aktuelle Entwicklungen in Polen, für die wir uns in der DDR interessieren sollten.

Am Nachmittag dann Günter Grass im voll (und prominent) besetzten Hörsaal 40. Unter den Zuhörern Ernst Bloch, aber auch der junge Volker Braun, der sich noch Jahrzehnte danach an den Eindruck erinnerte, den der Auftritt des Autors der »Blechtrummel« auf ihn gemacht hatte: »vom Geist der Einmischung besessen« hatte er den westdeutschen Gast erlebt, der es sich nicht nehmen ließ, »uns zuvörderst die Grüße des republikflüchtigen Uwe Johnson zu überbringen.« Dies hatte noch ein Nachspiel. Während wohl die jüngeren Jahrgänge der zuhörenderen Studenten mit jenen Grüßen nicht direkt etwas anzufangen wussten, brachte einer, der zu gleicher Zeit wie Johnson studiert hatte, mein Freund Alfred Klein, die Zivilcourage auf, am Ende der Veranstaltung vor vollem Hörsaal von *seinem* politischen Standpunkt aus, diese Grüße zurückzuweisen. Ein kleiner Skandal und so ein gemäßes Ende für einen, der Skandale gewohnt war. Grass' Lesung selbst, zuerst einiger Gedichte, dann eines Abschnitts aus der »Blechtrummel«, war wohl für alle Beteiligten ein unvergessliches Erlebnis: sprachliche Kraft der Texte, verbunden mit dem unverwechselbaren Klang der von der Landschaft seiner Herkunft kündenden Stimme des Lesenden verbanden sich zu einem ungewöhnlichen Hör-Eindruck. Wer diesen Grass-Sound einmal kennengelernt hatte, konnte danach süchtig werden. Aber auch die Wahl der gelesenen Episode aus der »Blechtrummel« war von mehr als dem Wunsch nach literarischer Faszination seiner Hörer bestimmt gewesen. Mitgespielt hatte auch hier die Absicht, jene zugleich zu kritischem Nachdenken zu provozieren. Bot doch die Stockturm-Episode mit dem die Scheiben des Danziger Theaters zersingenden Oskar Matzerath Gelegenheit, ein in der DDR gern und viel gebrauchtes Symbol in ein verfremdendes Licht zu rücken, wenn dieser dort seine Gedanken über Tauben entwickelt: »Mir sagt eine Taube so gut wie gar nichts, eine Möwe schon etwas mehr. Der Ausdruck Friedenstaube will mir nur als Paradox stimmen. Eher würde ich einem Habicht oder gar einem Aasgeier eine Friedensbotschaft anvertrauen als der Taube, dieser streitsüchtigsten Mieterin unter dem Himmel.«

Die dritte Konstellation, in der ich Günter Grass an jenem denkwürdigen 21. März 1961 erleben durfte, war der Abend im Haus der Wissenschaftler, wo Hans Mayer traditionsgemäß seine Leipziger Freunde und Kollegen sowie uns Mitarbeiter zum Gespräch mit seinem auswärtigen Gast eingeladen hatte. Dieses Gespräch führte natürlich vor allem er selbst, und Grass, wenn er zu Wort kam, konzentrierte sich auch

hier darauf, provozierende Aussagen zu machen. Der Mensch sei generell eine Fehlkonstruktion, diese von ihm gebrauchte Formulierung prägte sich ein. In Erinnerung geblieben ist mir jedoch ebenfalls ein Moment, in dem der Autor der »Blechtrommel« plötzlich verunsichert wirkte. Werner Schubert, Jahrgang 1925 und mit noch etwas mehr Landsererfahrung als Grass, irritierte ihn durch die Aussage, das in der Episode von der Verteidigung der polnischen Post in Danzig beschriebene Skatspiel ginge nicht auf. Später von uns jungen Leuten gefragt, wie er das herausbekommen habe, meinte Werner Schubert trocken, er habe es einfach so behauptet.

Die dreifache Begegnung mit Günter Grass, die mir jener Tag im März 1961 beschert hatte, stellte sich bald als ein singuläres Ereignis heraus, von dem man annehmen musste, dass es sich so schnell nicht wiederholen würde. Grass war danach noch Gast des Schriftstellerkongresses der DDR, bei welcher Gelegenheit er die anwesenden Kulturfunktionäre weitaus direkter provoziert hat, als wir es im Hörsaal 40 erlebt hatten. Und dann kam der 13. August 1961 mit dem Bau der Mauer, auf den der damals in Westberlin lebende Autor in der für ihm charakteristischen Heftigkeit reagiert hat. Alle Brücken zu offiziellen Kontakten waren danach erst einmal abgebrochen. Und dennoch führte eine völlig unerwartete und geradezu abenteuerliche Konstellation dazu, dass ich Günter Grass ein reichliches Jahr später erneut persönlich begegnet bin. Hans Mayer war seit 1959 ständiger Gast bei den Tagungen der Gruppe 47 und hatte für den von Hans Werner Richter zu deren 15jährigem Bestehen bei Rowohlt herausgegebenen Almanach einen Beitrag geschrieben. Er war selbstverständlich auch zur Jubiläumstagung im Herbst 1962 am Berliner Wannsee eingeladen worden, doch gab es eine Terminüberschneidung mit einem internationalen literaturwissenschaftlichen Kongress in Budapest, den er unbedingt besuchen wollte. Hans Mayer entschied sich schließlich dafür, diesmal auf die persönliche Teilnahme an der Tagung der Gruppe zu verzichten. Doch wollte er zumindest aus erster Hand über ihren Verlauf unterrichtet werden. Und so hatte er Hans Werner Richter dazu gebracht, mich als seinen (zuhörenden) Vertreter zu akzeptieren, und mir damit zugleich ermöglicht, wichtige Erfahrungen für die Arbeit an meinem Dissertationsthema sammeln zu können. Ich fuhr also – leider von einer starken Erkältung geplagt – nach Berlin und fand mich am Donnerstag, dem 25. Oktober, 10 Uhr im Sekretariat des Schriftsteller-Verbandes der DDR ein, wo die

administrativen Fragen der zwar nicht weiten aber seit dem 13. August des Vorjahres eigentlich unvorstellbaren ›Reise‹ von Berlin Mitte an den Wannsee geklärt werden sollten. Der damalige 1. Sekretär des Verbandes Otto Braun, ein Mann über 60 mit bewegter revolutionärer Vergangenheit (unter anderem hatte er an Mao Zedongs ›Langem Marsch‹ teilgenommen) befasste sich persönlich mit dieser Angelegenheit. Versammelt waren mehrere Autoren, die nach Westberlin zur Tagung der Gruppe 47 wollten, aber eine bestätigte Einladung Richters lag nur für den Dichter Johannes Bobrowski vor – und für mich, den Abgesandten Hans Mayers. Wir sollten uns am Nachmittag noch einmal melden und fragen, ob unsere Passierscheine für die Fahrt am kommenden Tag fertig wären. Sie taten dies zu jenem Zeitpunkt jedoch noch nicht und wir wurden für den nächsten frühen Vormittag auf das Berliner Polizeipräsidium verwiesen.

So kam es, dass der größte Eindruck, den ich von der Persönlichkeit eines Schriftstellers im Zusammenhang mit meinem Besuch bei der Gruppe 47 gewonnen habe, aus der Begegnung mit Johannes Bobrowski resultierte, die noch auf dem Boden der DDR begann. Damals kannte ich nur einige in »Sinn und Form« veröffentlichte Gedichte von ihm, über ihn als Person wusste ich nichts. Nun saßen wir zu zweit allein in einem uns zugewiesenen Wartezimmer und warteten auf unsere Passierscheine, für deren Ausstellung, wie wir erfahren hatten, immer noch eine der notwendigen Unterschriften fehlte. Es dauerte reichlich zwei Stunden, bis wir sie endlich erhielten und uns auf den Weg zum S-Bahnhof Friedrichstraße machen konnten. Die Zeit bis dahin war mir jedoch nicht lang geworden. Johannes Bobrowski erwies sich als ein sehr unterhalt-samer Wartegefährte, der mit Humor und Ironie kleine Geschichten zu erzählen wusste: von Feiergewohnheiten bei der Gruppe 47 bis zu der Anekdote, wie er einmal auf einer Reise mit dem französischen Schauspieler Fernandel verwechselt worden sei – eine gewisse Ähnlichkeit war tatsächlich nicht zu leugnen. Und als wir dann auf der Straße zufällig Klaus Gysi, dem damaligen Leiter des Aufbau Verlages, begegneten, den ich nicht, er aber – wie ein kurzes Gespräch zwischen beiden erkennen ließ – offensichtlich recht gut kannte, stellte er ihn mir nachträglich als »Deutschlands größten Verleger« vor, was angesichts seiner geringen Körpergröße wohl eher ironisch gemeint war. Doch als wir nach langer S-Bahn-Fahrt, erst durch die Geisterstationen unter Ostberlin, dann durch Westberlin bis zum Bahnhof Wannsee, von wo aus wir noch eine

Weile nach dem Tagungsort Altes Casino suchen mussten, verspätet den Tagungssaal betreten konnten und bald danach Johannes Bobrowski zum Lesen aufgefordert wurde, vollzog sich eine völlige Verwandlung seiner Person. Statt des unauffällig-freundlichen Partners einer nicht alltäglichen Alltagssituation, wie ich ihn bis dahin erlebt hatte, saß auf dem für die Lesenden reservierten Sessel einer, der mit größter Konzentration und nahezu religiösem Ernst langsam und melodisch rhythmisch gefasste Sprache zelebrierte. Gedichte wie »An Klopstock« und »Sprache«, dessen dritte und letzte Strophe lautet: »Sprache / abgehetzt / mit dem müden Mund / auf dem endlosen Weg / zum Hause des Nachbarn.«

Die Wirkung der gelesenen neun Gedichte (ein Mitschnitt blieb erhalten und wurde später von Klaus Wagenbach auf einer Literatur-CD veröffentlicht) war außerordentlich und hatte zur Folge, dass Johannes Bobrowski in der üblichen geheimen Abstimmung schließlich den Preis der Gruppe⁴⁷ zugesprochen bekam. Es war zuletzt ein Stechen zwischen ihm und Peter Weiss notwendig geworden, der aus einem autobiographischen Text gelesen hatte. Dies geschah aber erst am Sonntag und ich habe es nicht mehr persönlich miterlebt, da mein Passierschein nur für die Tage Freitag und Sonnabend gegolten hat – in meinem Fall ohne Bedeutung, nicht aber für den Gewinner des Preises, den dieses Problem ebenfalls betraf (unsere Passierscheine galten jeweils an einem Tag bis Mitternacht und waren eben nur für Freitag und Sonnabend ausgestellt worden).

Neben der Lesung Johannes Bobrowskis hat mich am meisten jene von Günter Grass beeindruckt, auf die ich nach der Leipziger Erfahrung mit jener aus der »Blechtrommel« natürlich auch besonders gespannt gewesen bin. Er las aus dem Manuskript seines zweiten Romans, der dann unter dem Titel »Hundejahre« herauskam, jetzt aber noch einen anderen Arbeitstitel trug (Kartoffelschalen oder Kartoffelschälen?), die großartige Partie des als gigantische Suche nach dem Lieblingshund des Führers beschriebenen Kriegsendes. Beim Abendessen ergab sich dann auch nochmals eine persönliche Begegnung mit Grass. Er hatte mich wiedererkannt und mir einen Platz an dem Tisch angeboten, an dem er mit Helmut Heißenbüttel zusammen saß. Er fragte nach meiner Arbeit, und fand, nachdem ich ihm den Titel meiner Dissertation genannt hatte, gleich ein passendes Bonmot: Zeitromane, das meine wohl solche, die in der Wochenzeitung »Die Zeit« veröffentlicht werden könnten.

Dieser typische Grass-Spruch war das Eine, was ich von dieser Begegnung, die für 25 Jahre meine letzte mit ihm bleiben sollte, in Erinnerung behalten habe. Dazu gab es jedoch außerhalb der Tagung noch ein Bild von ihm, das sich mir eingeprägt hat: Vor dem Bahnhof Wannsee (wohl in einer Pause) der Autor privat mit seiner Frau und zwei kleinen Söhnen, eine Treppe herab steigend Eine andere Begegnung, die ich mir vom Besuch bei der Gruppe 47 erhofft hatte, fand leider nicht statt. Beim Betreten des Tagungsraums hielt ich vergeblich Ausschau nach Martin Walser, dessen literarische Arbeiten ich ja inzwischen schon etwas genauer kannte und zu dem ich auch bereits brieflich in Kontakt getreten war. Zu meiner großen Enttäuschung erfuhr ich dann, dass er in diesem Jahr nicht teilnehmen würde.

Die Lesungen und anschließenden Diskussionen, von denen ich mir (leider nicht erhaltene) Notizen machte, um Professor Mayer detailliert berichten zu können, hatten es bei der Tagung der Gruppe im Herbst 1962 nicht ganz leicht, ihre Wichtigkeit gegenüber den zeitgeschichtlichen Umständen zu behaupten, unter denen das Jubiläumstreffen stattfand. Der Schatten der Kuba-Krise, der zur Absage manch anderer für diese Zeit in Westberlin geplanten Tagung geführt hatte, war atmosphärisch spürbar. Er wurde jedoch in seiner Wirkung noch von der eines anderen, im doppelten Sinn näher liegenden Ereignis übertroffen. Mitten in die Tagung platzte die Nachricht von der Verhaftung Rudolf Augsteins und anderer »Spiegel«-Redakteure, denen der damalige Verteidigungsminister Franz Josef Strauß Landesverrat vorwarf. Nach dem Abschluss des offiziellen Programms für den ersten Tag kam es unter den Teilnehmern zu heftigen Diskussionen, wie man darauf reagieren solle. Dabei bestätigte sich, dass die Gruppe 47 eben keine feste Organisation war, in deren Namen öffentliche Erklärungen abgegeben werden konnten. Es blieb einzelnen oder kleinen Grüppchen der anwesenden Autoren überlassen, dies auf die eine oder andere Weise für sich zu tun. Mir, als das alles gespannt verfolgendem Hospitanten, wurde auf jeden Fall eine großartige Gelegenheit geboten, einen lebendigen Eindruck von Charakter und Arbeitsweise dieser für das literarische Leben in der Bundesrepublik zu jener Zeit so wichtigen Autorengruppe zu gewinnen. Doch musste das hier Beobachtete gleichzeitig meine Zweifel verstärken, ob man wirklich eine Doktorarbeit über *den* Zeitroman der Gruppe 47 würde schreiben können. Die monographische Beschäftigung mit einem Autor, wie sie der Forschungsbericht im Doktoranden-

Seminar verlangt und ermöglicht hatte, schien mir da ein gangbarer Weg zu sein. Zumal mein Interesse an Martin Walser bei dieser Arbeit immer mehr gewachsen war. Auch hatte sich bereits während der Vorbereitung jenes Forschungsberichts herausgestellt, dass meine Bemühungen mit seiner Unterstützung rechnen konnten. Auf eine erste schriftliche Anfrage zu einzelnen mir nur vom Hörensagen bekannten Arbeiten von ihm hatte er mir im November 1961 ausführlich geantwortet und mir Hinweise gegeben, wo ich sie finden könnte. Später hat er mir dann sogar unveröffentlichte Texte (vor allem die frühen Hörspiele) zur Einsicht überlassen. So lag es dann 1963 nach dem Weggang Professor Mayers nahe, mir mein Dissertationsthema selbst in Richtung auf eine Martin-Walser-Monographie zu verändern, wobei ja der Aspekt des zeitkritischen Romanschaffens aus dem Kreis der Gruppe 47 heraus als eine zentrale Fragestellung der Arbeit erhalten bleiben würde. Zum Glück unterstützte der aus Berlin gekommene neue Institutsdirektor Professor Horst Haase meine Entscheidung, so dass ich in den folgenden Jahren – inzwischen als wissenschaftlicher Mitarbeiter nicht mehr so streng an die Terminvorgabe für den Abschluss der Doktorarbeit gebunden – mein Projekt ungestört zu Ende führen konnte. Ende August 1965 reichte ich dann meine Dissertationsschrift »Das literarische Schaffen Martin Walsers. 1952–1964« ein und konnte diese Anfang 1966 erfolgreich verteidigen.

Martin Walser

Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich keine Gelegenheit zu einer persönlichen Begegnung mit Martin Walser ergeben. Eine Chance hierfür eröffnete sich erst nach der Entscheidung des Verlages Rütten & Loening, meine Dissertation in überarbeiteter und leicht erweiterter Fassung als Buch in seiner Reihe Germanistische Studien zu veröffentlichen. (Diese Reihe erschien mir für eine Arbeit über einen lebenden Autor ihrer schlichteren und moderneren Ausstattung wegen passender als die anspruchsvollen größeren Leinen-Bände der im selben Verlag erscheinenden Reihe Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft. Außerdem war hier gerade die Heinrich-Böll-Monographie meines Kollegen Hans Joachim Bernhard erschienen, Walser passte also gut dazu.) Die bevorstehende Buchpublikation ermöglichte den Antrag auf eine Dienstreise, um mit dem Autor persönlich Details des Manuskriptes besprechen zu können und dadurch sachliche Irrtümer in der gedruckten Fassung zu vermeiden. Walser selbst erklärte sofort seine Bereitschaft, mich zu empfangen, und bot mir darüber hinaus gleich noch eine Unterkunft bei ihm an: »Da wir seit kurzem ein geräumigeres Haus bewohnen, können Sie, wenn Sie wollen, bei uns übernachten.« Am 20. Januar 1969 machte ich mich auf die Reise, zuerst nach München, wobei mir die hartnäckige Befragung nach deren Ziel durch einen älteren Bayerischen Grenzpolizisten in Erinnerung geblieben ist (später erfuhr ich von Martin Walser, dass man sich nachträglich bei ihm nach mir erkundigt hat). Da es nicht zu schaffen war, in einem Tag von Leipzig bis nach Überlingen am Bodensee zu gelangen, übernachtete ich in München in einer kleinen Pension, die mir der Cousin meines Vaters Georg Pezold und seine Frau besorgt hatten und buchte dort auch für die Rückfahrt zwei Übernachtungen von Freitag bis Sonntag. Dienstag, den 21. Januar, fuhr ich weiter mit dem Zug nach Lindau und von dort aus dann mit einer Regionalbahn nach Überlingen, wo mich Martin Walser mit einem Renault 16 am Bahnhof abholte. Er hatte inzwischen meine Arbeit über ihn dem Suhrkamp-Lektor Thomas Beckermann zu lesen gegeben, der selbst gerade seine Dissertation über »Halbzeit« abgeschlossen hatte und der der meinigen offensichtlich ein positives Zeugnis ausgestellt hat. (Ich selbst trat nach meiner Rückkehr brieflich zu ihm in Kontakt, worauf eine persönliche Begegnung während der Leipziger Frühjahrmesse 1970 folgte, die sich mehrfach wiederholt hat. Thomas Beckermann

nahm in das von ihm 1970 herausgegebene Bändchen der Edition Suhrkamp »Über Martin Walser« zwei gekürzte Kapitel meines zu diesem Zeitpunkt noch nicht erschienenen Walser-Buches auf; 1972 dann auch mein Reclam-Nachwort zum »Tod des Empedokles« in das Suhrkamp Taschenbuch »Der andere Hölderlin«.)

Walsers neues »geräumigeres Haus« in Nussdorf bei Überlingen war von der Straße aus gesehen ein Flachbau, hatte aber wegen seiner leichten Hanglage zum Bodensee hin eine zweigeschossige Rückseite. Ein Architekt hatte es sich als Wohn- und Arbeitsdomizil errichtet, dann aber doch verkauft. Martin Walser hatte es erwerben können, weil der Erfolg seiner Theaterstücke (»Der Abstecher«, »Eiche und Angora«, »Der Schwarze Schwan« und »Überlebensgroß Herr Krott«) ihm finanziell weitaus mehr eingebracht hatte als die vorangegangenen Romane »Ehen in Philippsburg« und »Halbzeit«. Ein Erfolg über den deutschsprachigen Raum hinaus. So war beispielsweise »Eiche und Angora« in der Übersetzung von Gilbert Badia 1968 in der Reihe *Le Théâtre du monde entier* bei Gallimard herausgekommen und am Pariser Theater T. N. P. mit guter Resonanz aufgeführt worden.

Das Gästezimmer, das ich während meines Aufenthaltes bewohnen durfte, hatte einen eigenen – aus meiner Sicht luxuriösen – Sanitärbereich und wurde von der Familie Walser in der Saison an Feriengäste vermietet. Als ich einige Jahre später Walsers Novelle »Ein fliehendes Pferd« las, hatte ich ein besonderes Wiedererkennungserlebnis: die dort beschriebene Ferienwohnung des Ehepaares Halm erinnerte mich deutlich an meine Unterkunft im Januar 1969. Deren Qualität wurde nur noch von der Freundlichkeit übertroffen, mit der mich die Walsers drei Tage lang als ihren Gast behandelten – die Mahlzeiten in ihrem Kreis eingeschlossen. Tagsüber konnte ich mich auf die Durchsicht des vielfältigen Materials konzentrieren, das mir Martin Walser zur Verfügung stellte, an den Abenden ergaben sich bei gemeinsamem Tischtennispielen oder Westernsehen im Fernsehen (offenbar eine Vorliebe Walsers) Möglichkeiten zum Gespräch mit ihm. Leider habe ich es versäumt, damals Tagebuchnotizen zu verfassen, so dass mir nur einzelne Bruchstücke davon in Erinnerung geblieben sind. Zu dieser Zeit befand sich Martin Walser in einer Phase intensiver Auseinandersetzung mit neuen gesellschaftlichen Entwicklungen in der Bundesrepublik. Er war einer der wenigen prominenten Autoren, die der Studentenbewegung der endsechziger Jahre von vornherein mit kritischer Sympathie begegneten,

und er reagierte ebenso unvoreingenommen auf neue alternative Bestrebungen im politischen und kulturellen Leben, die mit der Gründung der DKP möglich zu werden schienen. All das fand zumindest ansatzweise auch Niederschlag in unseren Gesprächen, die Beziehung zur Studentenbewegung sogar in einem ganz konkreten Detail. Walser hatte für ein Teach-In »Zerschlagt die bürgerliche Klassenjustiz«, das in Köln stattfinden sollte, einen Beitrag geschrieben, wollte aber nicht persönlich teilnehmen, da ihm die Reise zu viel Arbeitszeit gekostet hätte. Seine Absage wegen Krankheit ließ er in seinem Namen von mir am Telefon übermitteln. (Sein Beitrag wurde daraufhin auf der Veranstaltung verlesen und danach in »Facit – Zeitschrift marxistischer Studenten« abgedruckt. Ergänzt war dies durch eine Anmerkung der Redaktion, in der es u. a. hieß: »Diese Rede« des »wegen Krankheit« Verhinderten zeige, »daß auch zwischen Schriftstellern Barrikaden existieren. Durch seine kritische Reflexion der Praxis der Studentenbewegung erweist sich Dr. Martin Walser als wirklicher Verbündeter der demokratischen und sozialistischen Studentenbewegung. Währenddessen arbeitet Günter Grass emsig im Wahlkampf für die Ruhe-und-Ordnung-Partei SPD am weiteren Prozeß der Bewußtseinsvernebelung mit.«) Auch sprach Walser einmal von interessanten Leuten in München, zu denen er mir Kontakt verschaffen würde, wenn ich länger in Bayern bleiben könnte, und meinte damit offensichtlich die Redaktion der Zeitschrift »Kürbiskern«, mit der er seit dem ersten Heft von 1965 Arbeitsbeziehungen unterhielt. Dass er wohl sogar der Finder des Namens für dieses Projekt gewesen ist, mit dem Mitglieder der DKP gemeinsam mit anderen linken Literaten versuchten, eine alternative Stimme im kulturellen Leben der BRD zu etablieren, erzählte er mir allerdings nicht. Seine damalige Entscheidung für Zusammenarbeit auch mit parteilich gebundenen Kommunisten ließ für Walser Fragen wichtig werden, die mit der Geschichte ihrer Bewegung und speziell jener der Sowjetunion zusammenhingen. Fragen, wie die von ihm im Gespräch mit mir aufgeworfene, ob die Entwicklung in der UdSSR wesentlich anders verlaufen wäre, wenn sich nach Lenins Tod nicht Stalin, sondern Trotzki durchgesetzt hätte. Leider konnte ich da kein kompetenter Gesprächspartner für ihn sein und höchstens Vermutungen beisteuern.

Am Freitagvormittag fuhr ich, höchst zufrieden mit den in der Begegnung mit Martin Walser empfangenen Eindrücken und Anregungen, zurück nach München, wo ich gegen 14 Uhr ankam. Meine Zeit bis zur

Rückfahrt nach Leipzig am Sonntagmorgen wollte ich dafür nutzen, wenigstens einige Teile der Stadt persönlich kennen zu lernen, von denen ich aus literarischen Darstellungen bei Thomas Mann, Arnold Zweig und Lion Feuchtwanger einen besonderen Eindruck gewonnen hatte wie z. B. den Englischen Garten oder die Maximilianstraße. Außerdem hätte ich gern am Abend eine Vorstellung des berühmtesten Kabarett der Bundesrepublik, der »Lach- und Schießgesellschaft«, oder (bzw. lieber und) die Theateraufführung eines Gegenwartsstückes besucht. Georg Pezold und seine Familie hatten sich bemüht, mir diese Wünsche zu erfüllen. Für die »Lach- und Schießgesellschaft« hatten sie allerdings keine Karten besorgen können, dafür aber für ein anderes linkes Kabarett mit Namen »Rationaltheater«. Zu dessen damals aktuellem Programm »So legt man Euch ihr Brüder« gehörte – wie speziell für mich gemacht – auch ein Walser-Text: Einige Schauspieler diskutieren unter dem Titel »Wir werden schon noch handeln« scheinbar ganz spontan über eventuelle Wirkungsmöglichkeiten des Theaters und erhalten, als sie einen anwesenden Autor um ein neues Stück bitten, Textbücher mit dem Text ihrer eben geführten Diskussion (veröffentlicht in »Akzente«, Heft 6/1968). Am Sonnabendabend konnte ich dann eine Aufführung in den Münchner Kammerspielen besuchen. Es war die 52. Vorstellung der deutschen Erstaufführung von Max Frischs Stück »Biografie: Ein Spiel« in der Regie von August Everding. Hier bestand nun kein direkter Bezug zu Martin Walser, aber da ich zu dieser Zeit auch Seminare zur Schweizer Literatur in meinem Lehrprogramm hatte und Frisch schon längst sehr schätzte, war es für mich ein großes Erlebnis, sein neueste dramatisches Werk in einer sehr guten Aufführung auf der Bühne erleben zu können. Am Morgen danach fuhr dann mein Zug zurück nach Leipzig.

Mein Aufenthalt bei Martin Walser, die Gespräche mit ihm und die Materialien, die ich bei ihm einsehen durfte, waren mir in der Schlussphase der Arbeit an der erweiterten Druckfassung meiner Dissertation von großem Nutzen. Nur so ist es möglich geworden, dem dann 1971 erscheinenden Band der Germanistischen Studien wenigstens ansatzweise auch zu einem ganz aktuellen Aspekt zu verhelfen. Die Reaktion Walsers auf das ihm zugeschickte »vorwiegend blaue Buch« war so freundlich, wie er mir gegenüber immer gewesen war. Er schrieb: »Ich habe kreuz und quer darin herumgeblättert (zum Lesen kann ich mich nicht bringen; das liegt aber nicht an Ihnen, das hat rein hygienisch

Gründe) und fand viel Klugheit – Gründlichkeit – u. s. w. Wenn ich es gar vergleichen würde mit dem Büchlein eines Germanisten Schwarz, der in Kanada amtiert, dann müßte ich Ihnen jeden Tag Burgunder schicken.« Den Wert dieser hypothetischen Schlusswendung wirklich würdigen zu können, fehlte mir damals allerdings die Voraussetzung, denn ich hatte noch nie originalen Burgunder getrunken. Dies sollte erst zehn Jahre später geschehen, und zwar – eine freundliche Ironie des Schicksals – im Haus eines anderen Vertreters der schreibenden Zunft: beim Schweizer Dichter Gerhard Meier in seinem Heimatort Niederbipp am Fuße des Jura.

Kurz zuvor hatte meine zweite persönliche Begegnung mit Martin Walser stattgefunden. Diesmal in Leipzig und nach einer längeren Vorgeschichte. Es war seit den Tagen mit ihm in Überlingen immer mein Wunsch gewesen, ihn einmal als Gast bei uns in Leipzig an der Sektion begrüßen zu können (den ersten Antrag hatte ich, wie ein erhaltener Durchschlag eines Schreibens an die Sektionsleitung belegt, im Sommer 1970 gestellt), und ich hatte dieses Projekt nach meiner Rückkehr aus Algerien 1975 systematisch zu betreiben versucht. Anfang 1977 standen die Chancen auf eine Zustimmung durch die Behörden so günstig, dass ich Martin Walser eine Einladung konkret in Aussicht stellen konnte. Seine Reaktion war positiv. Er schrieb: »Auf eine solche Einladung habe ich schon lange gehofft. Ich war ja noch nie in meinem Leben in Weimar, Jena, Dresden, Leipzig. Also, ich nehme dankbar an«. Allerdings fügte er hinzu: »Leider erlauben meine Arbeitspläne in diesem Jahr keine weitere Reise mehr. Ich bin schon zu viel unterwegs. Aber 1978 käme ich gern. März, April ... nur nicht gerade zu Ostern.« Ein Post Skriptum zu seinem Brief enthielt Vorschläge für das, was er in Leipzig vortragen könne. Beides, die grundsätzliche Annahme der Einladung und die Begründung für eine Verschiebung auf das nächste Jahr, waren, wie mir schien, ernst gemeint und ernst zu nehmen, und so wartete ich bis zum Dezember 1977, um wieder bei ihm nachzufragen, ob wir noch auf sein im Frühjahr geäußertes Interesse an einer Reise nach Leipzig bauen könnten. Ich schlug ihm etwa 10 Tage im April des kommenden Jahres vor, wobei Abstecher nach Weimar, Jena und Dresden mit eingerechnet wären. Eine Antwort kam im Januar 1978 und bedeutete erst einmal das Aus für unsere Pläne. Walser schrieb: »... da der Verlag ein Büchlein, das im Frühjahr erscheint (ich schicks's Ihnen dann) verkaufen muß, hält er mich zu einer Lesereise an, die ich nicht gut verweigern kann.

Eine DDR-Reise muß ich dann wohl aufschieben, sonst kriege ich zu viele Auswärtstage zusammen; das ist erfahrungsgemäß schädlich.« (Das »Büchlein«, das nach seinem Erscheinen mittels einer großen Lesereise Martin Walsers quer durch die Bundesrepublik beworben werden sollte, war die Novelle »Ein fliehendes Pferd« und wurde erstmals seit Jahren wieder ein öffentlicher Erfolg für den Autor: Vorabdruck in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung«, positive bis überschwängliche Rezensionen führender Literaturkritiker. In den Jahren zuvor waren seine Arbeiten, die Romane »Die Gallistl'sche Krankheit [1972] und »Jenseits der Liebe« [1976] sowie sein Theaterstück »Das Sauspiel. Szenen aus dem 16. Jahrhundert« [1975] vom publizistischen Mainstream verrissen worden, weil man in ihnen Auswirkungen von Walsers unverzeihlicher zeitweiliger DKP-Nähe wahrgenommen hatte. Nun aber glaubte man, endlich auch bei ihm eine »Tendenzwende« feststellen zu können.)

Erstmals nach Leipzig kam Martin Walser dann am 6. März 1981 und zwar auf Einladung des Reclam Verlages und des Aufbau Verlages Berlin, der einen Besuch von ihm an seinem zweiten Verlagsort Weimar vorbereitet hatte. Das besondere Interesse an einem Aufenthalt dort hatte Walser schon Anfang 1977 mir gegenüber begründet: »Meine Interessen in Weimar/Jena beziehen sich auf zwei sehr unterschiedliche Menschen: J. P. Eckermann (ich möchte ALLES über ihn erfahren, was erfahrbar ist) und J. G. Fichte.« Der Reclam Verlag konnte seine Einladung an den Schriftsteller zur Zeit der bevorstehenden Leipziger Buchmesse mit dem geplanten Erscheinen eines Bandes Kurzprosa von ihm in der Universal Bibliothek (Martin Walser, Gefahrenvoller Aufenthalt. Erzählungen) in Verbindung bringen (1974 waren an gleicher Stelle schon Stücke von ihm erschienen), und da ich mit Walser seit längerem persönlich bekannt und bei dem neuen Titel wie bei dem ersten der für Auswahl und Nachwort Zuständige gewesen war, behandelte mich Reclamchef Hans Marquardt gewissermaßen als Ko-Einlader des Autors. Zusammen mit seinem Lektor Hubert Witt durfte ich ihn am Leipziger Hauptbahnhof empfangen und ins Hotel Astoria begleiten. Zum Abendessen dort gesellte sich dann Marquardt persönlich hinzu und wir besprachen das für die nächsten Tage geplante Programm. Da die offizielle Lesung Walsers als Gast von Reclam am 16. März im Gohliser Schösschen wie üblich vor einem relativ kleinen Kreis geladener Gäste stattfinden würde, hatten Marquardt und ich uns bemüht, eine alternative

Gelegenheit für Studenten der Germanistik zu schaffen, von diesem bedeutenden Schriftsteller nicht nur im Rahmen der Vorlesung BRD-Literatur etwas zu hören, sondern ihn, wenn er schon einmal in Leipzig war, auch persönlich erleben zu können. Und da Walser ja kein offizieller Gast der Karl-Marx-Universität war (dies hätte längerer bürokratischer Vorbereitung mit letztlich unsicherem Ausgang bedurft) fand die Lesung am Sonnabendvormittag als inoffizielle Veranstaltung des Reclam Verlages (dessen Chef auch ganz diskret die Honorarfrage geregelt haben wird) und der Sektion Germanistik und Literaturwissenschaft im Studentenklub Moritzbastei statt. Mein unmittelbarer Vorgesetzter als Sektionsdirektor, der ich damals war, der Prorektor für Gesellschaftswissenschaften Professor Hans Piazza, hatte mir sein Placet gegeben, wofür er in Berlin beim Ministerium nachträglich einige weniger freundliche Fragen gestellt bekam.

Am Sonnabend holte ich Walser nach dem Frühstück im Hotel ab und ging mit ihm durch die Stadt zur Moritzbastei. Zu meiner Überraschung hatte er, der ja nun wirklich an Lesungen aus seinen Büchern mehr als gewohnt war, Lampenfieber. Er brauchte eine Miniflasche Schnaps, die wir unterwegs kauften, und meinte, wenn es gar nicht ginge, müsse ich eben weiter lesen. Diese Situation trat natürlich nicht ein, sondern trotz der improvisierten Umstände (Leselicht für Walser war beispielsweise eine auf Bücher gestellte Schreibtischlampe) wurde seine Lesung aus dem im Jahr zuvor erschienenen Roman »Das Schwanenhaus« ein auch akustisch mitreißendes Ereignis. Leider war wegen des inoffiziellen Charakters der Veranstaltung der Fotograf Helfried Strauß, der sonst alle Höhepunkte des Leipziger literarischen Lebens mit der Kamera festhielt und gleichzeitig künstlerisch erhöhte, in der Moritzbastei nicht dabei, sondern erst bei der offiziellen Lesung Walsers im Gohliser Schlösschen neun Tage später. So findet sich in dem 2007 von ihm und Peter Gosse herausgegebenen opulenten Foto-Band »Weltnest. Literarisches Leben in Leipzig 1970–1990« kein Zeugnis jener Veranstaltung im Untergrund der Messestadt. (Erhalten aber nie veröffentlicht sind nur Fotos einer Studentin.) Aber es gibt in dem erwähnten Buch einen Wortbeitrag von Martin Walser, durch den diese Lesung dennoch einen Platz in der Chronik des Leipziger Literarischen Lebens erhalten hat. Unter der Überschrift »Die Stadt der Städte« erinnert der Autor sich: »Zum ersten Mal habe ich in Leipzig, glaube ich, am 7. März 1981 gelesen. Im Gewölbe der Bastei, das von den Studenten wieder

ausgegraben worden war. Es war ein Samstagmorgen. Eingeladen hatte Professor Klaus Pezold. Ich wohnte im Hotel Astoria, Zimmer 103.« Und er denkt an dieser Stelle nicht allein an die äußeren Umstände der Lesung zurück, sondern auch an seine innere Verfasstheit. Es war nicht nur sein erster derartiger Auftritt in Leipzig, es war wohl überhaupt sein erster in der DDR: »Die erste Lesung war die riskanteste. Das spürten auch die Studenten.« Der »aufdringliche Hintergrund« der gespannten Situation zwischen den beiden deutschen Staaten ließ trotz allen Bemühens um Normalität diese nicht wirklich zu. Das eigentlich Selbstverständliche war nicht selbstverständlich. Aber es gelang immerhin, worum es mir vor allem gegangen war: Leipziger Studenten der Germanistik das Erlebnis Martin Walser zu ermöglichen, so wie den Studenten meiner Generation zwanzig Jahre zuvor im Hörsaal 40 das Erlebnis Günter Grass ermöglicht worden war.

An das gemeinsame Mittagessen im Anschluss an die Lesung in Auerbachs Keller fehlt mir jede Erinnerung, nur der Fakt als solcher ist in meinem Tagesplanbuch vermerkt. So weiß ich auch nicht, ob sich eine Bemerkung Walsers in dem bereits zitierten Beitrag zu »Weltnest« auf das Mittagessen an diesem Tag bezieht oder auf eine andere Einladung in diese literarisch vorbelastete Gaststätte. Als Beispiel dafür, dass er – irgendwo zu Gast – dazu neigt, seinen Gastgebern »eher als unerwünschte« möglichst doch lieber »erwünschte Antworten« zu geben, führt er dort an: »Wenn ich in Auerbachs Keller Soljanka-Suppe essen muß, sage ich, die Suppe sei ausgezeichnet. Das sage ich über den amerikanischen Applepie in West Virginia genauso.« Dieses Bemühen, dem Anderen dort, wo es irgendwie vertretbar erschien, möglichst Freundliches zu sagen, war auch zu spüren, als wir Martin Walser am Abend jenes 7. März 1981 bei uns im Rapunzelweg 8 zu Gast hatten. Das kalte Abendbrot, das meine damalige Frau und ich ihm anboten, hatte nichts Exklusives an sich, aber er fand doch zweierlei, was er loben konnte: Altenburger Ziegenkäse und den bulgarischen Cabernet-Rotwein, den wir tranken – er wolle sich erkundigen, ob dieser auch bei ihnen zu bekommen wäre. Was ihn an diesem Abend sonst noch beeindruckt hatte, erfuhr ich am nächsten Tag. In Erinnerung an das von ihm 1977 geäußerte besondere Interesse an Eckermann und Fichte hatte ich vorgeschlagen, einen Abstecher zum sächsischen Geburtsort des Letzteren in sein Programm aufzunehmen, Weimar und Jena standen ja sowieso auf dem von Reclam und Aufbau vorbereiteten Reiseplan.

So holte ich Martin Walser am Sonntag nach dem Frühstück in seinem Hotel ab und wir fuhren mit unserem Familien-Dacia in das auf halbem Weg zwischen Dresden und Bautzen gelegene Oberlausitzer Rammenau. Dort war Fichte 1762 als Sohn eines Bandwirkers geboren worden und hatte in ärmlichen Verhältnissen seine Kindheit verbracht. Ein Verwandter der örtlichen Gutsherrschaft, Ernst Haubold von Miltitz, war jedoch auf den begabten Jungen aufmerksam geworden, hatte ihm den Besuch der Stadtschule Meißen, anschließend der Landesschule Schulpforta ermöglicht und wurde so zum eigentlichen Entdecker Fichtes. Eine historische Ausstellung im Barockschloss Rammenau, die wir besichtigten, gab über diese Geschichte anschaulich Auskunft. Auf der Rückfahrt nach Leipzig machten wir dann noch einen kurzen Zwischenhalt in Dresden. Zum Glück fand ich eine Parkmöglichkeit vor dem Albertinum, so dass wir immerhin einen raschen Blick in die Galerie Neue Meister werfen konnten. Für eine gründliche Besichtigung fehlte leider die Zeit, aber Walser war sofort von dem beeindruckt, was er sah. Wie ich mich dunkel erinnere, war es ein Ausstellungsplakat mit einem Bild eines Leipziger Malers, von dem er sagte, dies hätte er kennen müssen, als er für eines seiner letzten Bücher eine Umschlagsidee gesucht hat. (Am nächsten Tag wird er, wie seinem Tagebuch zu entnehmen ist, Werner Tübke in seinem Atelier besuchen, auf der Rückreise in Westberlin dann für 4950 DM zwei Graphiken von ihm kaufen. Außerdem entsteht später ein Aufsatz zu Tübkes Bauernkriegs-Bildern.) Nach dem Erlebnis in Dresden kam Martin Walser schließlich auch der Gedanke, seine Tochter Alissa sollte doch wenigstens ein Semester ihres Kunststudiums an der Hochschule in Leipzig verbringen, eine eigentlich für die DDR schmeichelhafte Idee, die jedoch in der politischen Realität keine Chance hatte.

Weiterfahrt über Meißen zur Autobahn nach Leipzig. Unterwegs sagt er beim Betrachten der Landschaft und der in sie eingebetteten Dörfer: Bald werden die japanischen Touristen die DDR bevorzugen, weil sie hier noch das alte Deutschland finden können, das sie suchen. Einmal kommt er nochmals auf den Abend bei uns im Rapunzelweg zu sprechen. Er hatte ein Gespräch mit unserem älteren Sohn und meint, dieser habe für seine 16 Jahre erstaunlich gut politisch argumentieren können, besser als gleichaltrige Westdeutsche. Worüber sie gesprochen hatten, sagt er, wohl aus Rücksichtnahme auf das Vater-Sohn-Verhältnis, nicht. (Auch hier geben seine Tagebuchaufzeichnungen genauere

Auskunft. Interessiert hatte Walser offenbar schon die DDR-Besonderheit der Berufsausbildung mit Abitur: »Der ältere Sohn wird das Abitur und die Gießerprüfung machen. Deshalb ein Schuljahr mehr. Drei Jahre Lehre, die ersten zwei Jahre ein Tag in der Woche arbeiten, im dritten Jahr zwei Tage. Der Sohn ist 16, kann erstaunlich gut politisch formulieren, gar nicht parteilich für die SU. Er sagt über Afghanistan, dass die SU dies nicht noch einmal machen würde.«) Pünktlich 17 Uhr sind wir wieder beim Astoria. Walser hat noch ein Abendprogramm: mit Verleger Marquardt und Frau Besuch einer Vorstellung des Kabarett Akademixer. (Das Tagebuch ergänzt: »Nachher bei Marquardts mit Dr. Keller und Frau, Kulturbeauftragter des Bezirks Leipzig = Kultusminister, ca. vierzig, groß, schlank, muskulös, ein Bodymann, die Frau hat über Adorno promoviert, ist jetzt Kabarettistin.«)

Am nächsten Tag Weiterfahrt Walsers mit Hubert Witt und Frau über Röcken, Erfurt und Eisenach nach Weimar, von wo er am 15. März mit dem Zug pünktlich zu Messebeginn nach Leipzig zurückkommt. Am Montag dann die offizielle Lesung als Gast von Reclam im Gohliser Schlösschen. Antonia und ich gehören zu den etwa zwanzig anschließend zu Marquardts in die Mozartstraße Eingeladenen. Es war das erste Mal, dass ich einen dieser legendären Abendempfänge in der großbürgerlichen Wohnung des Verlegers im Musikerviertel miterlebt habe (sechs Jahre später wiederholte sich das noch einmal mit Günter Grass). Die hohen Wände der Zimmer fast vollständig mit Graphiken bedeckt, offenbar persönliche Geschenke der Künstler im Zusammenhang mit Marquardts Graphik-Editionen. Unter den Gästen das Ehepaar Hart von den Akademixern, die Literaturwissenschaftlerin Silvia Schlenstedt, die Malerin Gudrun Brühne, Hubert Witt und Marquardts Sohn Jochen, der bei uns an der Sektion Germanistik studiert hat. Andere kannte ich nicht, es werden wohl auch Messepartner des Verlages aus der Bundesrepublik da gewesen sein. Jedenfalls eine für meine Erfahrungswelt ungewöhnliche Zusammenkunft an einem ungewöhnlichen Ort. Alles zu Ehren Martin Walsers, der aber nicht die zentrale Figur des Abends war. Diesen Platz nahm der charismatische, in der Leipziger Künstlerwelt sehr beliebte Sekretär der SED-Bezirksleitung für Wissenschaft, Volksbildung und Kultur Dietmar Keller ein. Als er etwas verspätet erschien, wurde er mit stürmischen Umarmungen von den jüngeren Damen begrüßt: es waren nur noch Stunden bis zu seinem 39. Geburtstag. Walser hatte ihn ja schon im kleinen Kreis kennen gelernt, er konnte wohl kaum

etwas von der Auflockerung der kulturpolitischen Atmosphäre in Leipzig nachempfinden, die auf Kellers Person und Wirken zurückzuführen war. Er sah ihn als eine Art Kultus- oder Kulturminister (letzteres wurde er dann in der Modrow-Regierung tatsächlich), jedenfalls als einen Vertreter der Macht in der DDR, dem gegenüber er sich für ausgegrenzte Schriftsteller in seinem Verantwortungsbereich verwenden wollte. Im Beitrag zu »Weltnest« schreibt er rückblickend: »Natürlich versuchte ich, als ich in Leipzig einem Mächtigen gegenüber saß, ihn dazu zu bewegen, meinen Kollegen Gert Neumann besser zu behandeln.« Von Gert Neumann, der bis zu seiner Exmatrikulation 1969 am Institut für Literatur »Johannes R. Becher« studiert hatte und zur Zeit von Walsers Besuch in Leipzig als Betriebsschlosser im Kaufhaus Konsument am Brühl arbeitete, war gerade im S. Fischer Verlag Frankfurt der Roman »Elf Uhr« erschienen. Sein Lektor war Thomas Beckermann, der dann auch die persönliche Bekanntschaft Walsers mit Neumann vermittelt hat. (Außerdem traf Walser durch seine Vermittlung damals noch Wolfgang Hilbig und Monika Maron.) Er war von dem seiner Ansicht nach »stilistisch abenteuerlich schönen« Buch Neumanns sehr beeindruckt und bereit, überall dafür zu werben. Auch mir gegenüber hatte er während unserer gemeinsamen Autofahrt davon gesprochen, dass diesem Autor hier etwas überzeugend gelungen sei, was Autoren in der Bundesrepublik zwar postuliert aber nicht realisiert hätten. Man solle sich unbedingt dafür interessieren. (Er selbst hat sich auch später mehrfach für Neumanns Werk engagiert, so schrieb er 1999 für eine Neuausgabe im DuMont Buchverlag ein Vorwort zu dem »bis heute unentdeckteste(n) Buch der deutschen Gegenwartsliteratur«.) An jenem Abend nach Walsers Lesung im Gohliser Schlösschen war im großen Kreis nicht von Gert Neumann und seinem Buch die Rede. Wohl aber hat Dietmar Keller bei dieser Gelegenheit offensichtlich noch den –vergeblichen– Versuch unternommen, Walser davon abzubringen, sich am nächsten Tag mit Neumann zum Frühstück zu treffen. In dem zitierten Vorwort zu »Elf Uhr« schreibt Walser: »Er nahm mich gelegentlich beiseite und sagte, ich solle morgen nicht mit Gert Neumann frühstücken. [...] Es sei nicht gut, jetzt bei meinem ersten Besuch in Leipzig [...]« Dass Walser dann diesem Rat nicht gefolgt ist, hatte Konsequenzen. Einen weiteren Besuch von ihm in Leipzig gab es bis zum Ende der DDR nicht. Im Sommer 1986 schrieb er mir: »Nach Leipzig käme ich gern wieder. Ich hatte eine vorbereitende Verständigung mit

Roland Links. Aber jetzt sieht es aus, als könnten wir doch nicht ganz einig werden über die Art, wie ein Lese-Abend dem Frieden diene.«

Walser selbst sah durch seinen ersten Leipzig-Besuch »das Bedürfnis nach Überwindung der Teilung wachgehalten«, das danach mehr und mehr zu dem für ihn zentralen Punkt seines Gegenwartsverständnisses werden sollte. Die Novelle »Dorle und Wolf« von 1987 ist das deutlichste literarische Zeugnis hierfür, und so überrascht es nicht, dass sich in diesem Text Splitter von Erinnerungen an Leipzig im Frühjahr 1981 finden: das Gohliser Schlösschen ist ein wichtiger Schauplatz in der Biographie der Hauptfigur, die ihre »Kindheit bei den Eltern der frühverstorbenen Mutter« verbracht hat, »in Leipzig, Rapunzelweg 7.«

Soweit die größeren Zusammenhänge. Persönlich habe ich noch einen ganz speziellen Erinnerungsanlass an den Abend beim Verleger Marquardt. Als Neuling unter seinen Gästen hatte ich mich darauf beschränkt, interessiert zuhörender Beobachter des Geschehens zu sein. In einer Gesprächssituation aber konnte ich es mir nicht verkneifen, darauf aufmerksam zu machen, dass ich wohl in diesem Kreis die älteste persönliche Bekanntschaft mit Martin Walser vorzuweisen hätte. Worauf Walser mit freundlicher Ironie in ein bereitliegendes Reclam-Heft mit seinen Stücken die Widmung hineinschrieb: Für Klaus Pezold in der ältesten Verbundenheit von Martin Walser 16/3/81. Der von mir mit meiner vorlauten Äußerung beanspruchte Sonderstatus war natürlich kein persönliches Verdienst, sondern resultierte einerseits aus den zeitgeschichtlichen Umständen und andererseits aus besonderen Möglichkeiten, die meine berufliche Tätigkeit mit sich gebracht hatte. Ich hätte also in dieser Situation besser schweigen sollen. Doch war mir jener Zusammenhang damals so noch nicht wirklich bewusst geworden. Das geschah erst in der Umbruchszeit der »Wende« und hat mich bei späteren Begegnungen mit Martin Walser sehr verunsichert. Ich kann nicht einmal ganz genau sagen, wann ich ihn nach 1989/90 erstmals wieder getroffen habe. Im Sommer 1991 hatte ich eine Rezension seines Buches »Die Verteidigung der Kindheit« für das neue Leipziger Kulturmagazin »Der Kreuzer« verfasst. Dessen Herausgeber betrieb die ebenfalls neu gegründete »Connewitzer Buchhandlung«, in der damals häufig Träger bekannter Namen des westdeutschen literarischen Lebens zu Gast waren (sehr genau erinnere ich mich an einen Abend mit dem Verleger Klaus Wagenbach, der sich seinen eigenen Rotwein mitgebracht hatte, da er dem Angebot im Osten noch nicht so recht traute). Martin Walser war

dort am 16. September 1991. In meinem Tagesplanbuch ist für den Nachmittag 16 Uhr eine Signierstunde von ihm eingetragen, für 20 Uhr dann eine Lesung. Die Eintragung war jedoch offensichtlich als eine Vormerkung gedacht und belegt nicht meine Teilnahme. Diese ist eher unwahrscheinlich, da ich an diesem Tag erst aus Moskau von einer Tagung am Gorki-Institut für Weltliteratur aus Anlass des 700jährigen Jubiläums der Schweiz zurückgekommen bin. Im anderen Fall müsste ich, da mir jede Erinnerung an Walser an diesem Ort fehlt, das Erlebnis total verdrängt haben. Deutlich vor Augen habe ich demgegenüber eine Lesung von ihm – wohl zur Frühjahrsmesse 1992 – im damaligen Domizil des Kabarettts »Pfeffermühle« im Haus des Bach-Museums. Es war ein recht kleiner Raum, nicht der Vorstellungssaal, nur etwa 30 Zuhörer, unter ihnen meine zweite Frau Christine und ich. Vor Beginn ging ich zu ihm, der schon an seinem Lesetischchen saß, um ihn zu begrüßen. Es war nur Zeit für einen kurzen Austausch von höflichen Erkundungen nach dem jeweiligen Befinden, dann begann die Lesung. Danach sahen wir beim Verlassen des Veranstaltungsortes Martin Walser allein davon gehen. In diesem Moment hätte ich ihn ansprechen und fragen müssen, ob er vielleicht mit uns noch auf ein Glas Wein mitkommen wolle. Dass ich dies nicht fertig gebracht habe, hat Christine zu Recht kritisiert.

Die nächste – und letzte – persönliche Begegnung mit Martin Walser ergab sich erst fünfzehn Jahre später. 2002 hatte ich in »Leipzigs Neue« zum 75. Geburtstag von ihm als Gruß aus der Ferne einen Artikel mit der Überschrift »Wiederlesen lohnt« veröffentlicht, nun, an seinem 80. Geburtstag am 24. März 2007, war er selbst in Leipzig zu erleben. Fiel dieser doch in die Zeit der Leipziger Buchmesse und sein neuer Verlag, zu dem er 2004 von Suhrkamp gewechselt hatte, der Rowohlt Verlag, veranstaltete am Abend jenes Tages im großen Saal des Leipziger Schauspielhauses aus diesem Anlass mit ihm und für ihn eine öffentliche Feier. Mit der Rede eines Verlagsvertreters, mit einer Lesung Walsers und einem Quiz für das Publikum, bei dem es Bücher des Jubilars zu gewinnen gab. Alles in allem ein Abend, von dem zumindest ich den Eindruck hatte, er wäre dem Anlass nicht wirklich gerecht geworden. Am Ende, als das Publikum nach und nach den Saal verließ, saß Walser noch eine Weile allein auf der Bühne an seinem Lesetisch. Diesmal überwand ich meine Hemmungen, stieg die Stufen zur Bühne hoch und ging mit den Worten, ich wolle ihm an diesem Tag doch auch persönlich gratulieren, auf ihn zu. Er streckte mir höflich die Hand entgegen, um dies geschehen zu lassen,

aber er erkannte mich nach der langen Zeit seit unserer letzten Begegnung in diesem Moment offensichtlich nicht wieder. Mir jedoch fehlte nun der Mut zu dem notwendigen zweiten Schritt, ihm zu sagen, wer ich sei, und so zog ich mich lieber wieder zurück. Nachträglich bedauere ich sehr, dass auf diese Weise unsere lange persönliche Bekanntschaft in Anonymität hat enden müssen.

Ein neues Thema: die deutschsprachige Literatur der Schweiz

Als Martin Walser 1981 erstmals in Leipzig zu Gast gewesen ist, hatte für mich gerade eine neue Arbeitsphase begonnen. Nach der Promotion über ihn Mitte der 1960er Jahre gehörte ich zu dem relativ kleinen Kreis von DDR-Germanisten, die als ›Spezialisten‹ für BRD-Literatur angesehen wurden. Dies hatte zur Folge, dass bei dem damals beginnenden Projekt einer Geschichte der deutschen Literatur von den Anfängen bis zur Gegenwart meine Mitarbeit an dem entsprechenden Teil des für die Zeit nach 1945 vorgesehenen Bandes als selbstverständlich angesehen worden ist. Die dafür zu schreibenden Kapitel sollten zugleich als Dissertation B den nächsten akademischen Qualifizierungsschritt ermöglichen. Aus diesem Grund bekam ich 1968 eine Habilitations-Aspirantur angeboten, die mich von Administrationsaufgaben weitgehend entlastete (die dafür später aber auch nicht für die Rente berücksichtigt wurde). Zum Glück, wie im Nachhinein festzustellen ist, endete diese Aspirantur jedoch vorzeitig nach zwei Jahren, da ich September 1970 zum Hochschuldozenten berufen wurde. Zu diesem Zeitpunkt war die Arbeit an der Literaturgeschichte nicht mehr ganz aktuell. Die Konzeption für die Zeit nach 1945 war verändert worden: Band 11 sollte jetzt nur noch die Literatur der DDR behandeln, was mit dem Thema BRD-Literatur geschehen sollte, blieb erst einmal offen. So konnte ich 1972 die Nachfolge meines Freundes Günter Mieth als Leiter der Section d'Allemand an der Universität Algier antreten. Als ich dann im Sommer 1975 aus Algerien nach Leipzig zurückkam, war inzwischen die Entscheidung gefallen, die Geschichte der BRD-Literatur in einem selbständigen 12. Band der Literaturgeschichte darzustellen. Leiter des Autorenkollektivs war mein Rostocker Kollege, der Böll-Spezialist Hans Joachim Bernhard, geworden, mit dem ich in den Jahren bis zur Fertigstellung dieses Projekts 1980 gern und gut zusammengearbeitet habe. In dieser Zeit sprachen wir mitunter auch darüber, was uns nach Abschluss des BRD-Bandes als Gegenstand unserer wissenschaftlichen Arbeit besonders interessieren sollte. Ein Desiderat der Forschung fiel uns dabei ins Auge: die österreichische und der deutschsprachige Teil der schweizerischen Literatur hatten in den Bänden zur DDR- bzw. BRD-Literatur nur am Rande vereinzelt Erwähnung finden können, müsste sich die Germanistik in der DDR nicht aber auch mit ihnen genauer

beschäftigen? Dies war unsere gemeinsame Überlegung. Und wir einigten uns entsprechend unserer jeweiligen persönlichen Vorlieben darauf, in den 1980er Jahren in Rostock einen Forschungsschwerpunkt zur österreichischen und in Leipzig einen zur Schweizer Literatur aufzubauen. Dies begann mit der Verteilung entsprechender Themen für Staatsexamensarbeiten und erste Dissertationen noch vor 1980, für 1983 planten wir an der KMU – sozusagen als offizielle Gründungsveranstaltung – ein wissenschaftliches Kolloquium mit internationaler Beteiligung zur deutschsprachigen Literatur der Schweiz in den sechziger und siebziger Jahren. Dieses Vorhaben machte es mir möglich, als Verantwortlicher für die Tagung (und für das Hauptreferat) eine Studienreise in die Schweiz zu beantragen. Denn obwohl für uns in Leipzig dank der Deutschen Bücherei im Prinzip jedes Buch eines deutschsprachigen Autors auch aus der Schweiz zugänglich war, fehlte aus der Ferne doch der Einblick in die Bedingungen und Formen des literarischen Lebens, oder, wie es der bedeutende Romanist Werner Krauss präziser formuliert hatte, in die »spezifisch literarischen Umweltverhältnisse«, deren Beachtung für eine literaturhistorische Darstellung aus historisch-materialistischer Perspektive unverzichtbar ist. Außerdem wollten wir von Anfang an bei unserer Beschäftigung mit Schweizer Literatur möglichst mit Germanisten aus der Schweiz zusammenarbeiten und bereits für das geplante Kolloquium einige von ihnen als Beteiligte gewinnen. Zum Glück gab es damals ein Ressort-Abkommen zwischen der DDR und der Schweizerischen Eidgenossenschaft, das jährlich den Austausch einer bestimmten Anzahl von Wissenschaftlern regelte: die entsendende Seite trug die Reise-, die empfangende Seite die Aufenthaltskosten. Zu Gast war ich im Herbst 1981 dann an den germanistischen Instituten der Universitäten in Bern, Basel und Zürich, dazu offiziell auch einige Tage an der Landesbibliothek in Bern und an der ETH in Zürich. Diese Vielzahl meiner Gastgeber bedeutete für mich bereits ein landeskundliches Erlebnis. Die beiden zuletzt genannten Einrichtungen waren Institutionen des Bundes, die Universitäten dagegen unterstanden dem jeweiligen Kanton. Die Bundesbehörde konnte direkt nur im Namen ihrer Einrichtungen dem Gastaufenthalt zustimmen, die kantonalen Institutionen entschieden selbständig darüber, ob sie dies tun wollten oder nicht. So kam es, dass mich zuerst nur eine Bestätigung über jeweils drei Tage Aufenthalt an der Landesbibliothek und an der ETH erreichte und erst eine Woche später die Erweiterung auf die drei Universitäten, die mich

jeweils für eine Woche als Gast aufnahmen. Begegnungen mit einzelnen Schriftstellern und Schriftstellerinnen standen nicht direkt auf dem Programm, ergaben sich aber dank der Vermittlung mir bereits bekannter Schweizer Kollegen in zwei Fällen. Eine dritte derartige Gelegenheit, ein Treffen mit Adolf Muschg, kam dadurch zustande, dass jener damals Professor an der ETH war und mich in dieser Funktion dort als Gast empfing – in der Tradition der Technischen Hochschulen seit dem 19. Jahrhundert gab es auch in Zürich eine entsprechende Professur. Mit seinem Wirken als deren Inhaber hing es wohl auch zusammen, dass dort zu dieser Zeit ein Max-Frisch-Archiv aufgebaut wurde. Dies bedeutete etwas, denn, wie mir Muschg erzählte, war ein Versuch, für Frisch, der ja an der ETH studiert hatte, die Ehrendoktorwürde zu beantragen, am Widerstand unter den Professoren, die ja meist zugleich höhere Offiziere der Schweizer Armee waren, gescheitert (Dürrenmatt dagegen wäre akzeptiert worden). Die Besichtigung des Archivs – ein beeindruckendes Erlebnis, über das ich in meinem Reisetagebuch Folgendes notiert habe: *Frisch hat die Bestände unter Vorbehalt gegeben. Für viele Briefwechsel (die Frauen) auch ein »Berliner Tagebuch« besteht Schutzfrist von 20 Jahren. Interessante Zeichnungen des Studenten. Viele Kästen mit Notizheften, Fotos architektonischer Arbeiten (z. B. Beteiligung an einem Wettbewerb für die Erweiterung der Universität). Walter Obschlager, der in einer Halbtagsstellung das Archiv betreut, rechnet damit, daß es in eineinhalb bis zwei Jahren für die wissenschaftliche Benutzung zur Verfügung stehen wird.* Nicht notiert, aber fest in Erinnerung behalten habe ich das besondere Gefühl beim Blick z. B. auf das Päckchen mit den Briefen aus der Zeit der Verbindung mit Ingeborg Bachmann: man war zumindest räumlich in diesem Moment in eine sehr intime Nähe des berühmten Autors geraten. Max Frisch (und ebenso Friedrich Dürrenmatt) während meines ersten Schweiz-Aufenthaltes (aber auch bei Gelegenheit eines späteren) persönlich zu begegnen, hat sich nicht ergeben, und ich habe es auch niemals herbeizuführen versucht. Mir wäre das, da ich ja nicht direkt zu ihrem Werk gearbeitet habe, anmaßend und belästigend vorgekommen. Dass ein Jahrzehnt später dann doch beinahe eine solche Gelegenheit entstanden wäre, davon wird noch zu berichten sein.

Vor dem Besuch des Archivs hatte mich Adolf Muschg in die Dozentenmensa der ETH zum Essen eingeladen. Das Tagebuch hält fest: *Dann beim Essen in der Dozentenmensa lebhaftige Diskussion über aktuelle*

politische Fragen (Polen, Friedensbewegung, Iran, USA-Administration, neues Nationalgefühl u. a.). Muschg nimmt manches zurück, was er in den Frankfurter Vorlesungen der Zürcher Jugendbewegung an Bedeutung zugesprochen hatte. Die westeuropäische Friedensbewegung ist überlegen (sie hat nicht nur das Argument des Pflastersteins), er setzt viel auf sie (Überwindung der Enttäuschung der 68er!). Besorgnis um Polen auch unter diesem Aspekt. Hoffnung auf das dissidierende Amerika. Besorgnis um Polen bedeutete die Befürchtung eines militärischen Eingreifens der Sowjetunion und des Warschauer Paktes wie 1968 in der Tschechoslowakei, was für linke Autoren im Westen eine enorme Belastung dargestellt hatte. Jetzt wäre es das Aus für die westeuropäische Friedensbewegung gewesen.

Seine Zusammenarbeit als Schriftsteller mit seinem DDR-Verlag Volk und Welt sah Adolf Muschg sehr positiv. Er sprach von seiner Freundschaft zu Roland Links und Dietrich Simon, erzählte, dass er als Volk- und-Welt-Autor schon einmal Gast bei einer Woche des Buches in Gera gewesen wäre und auch wieder eingeladen worden sei. Bis zum Zeitpunkt unseres Gesprächs waren von ihm bei Volk und Welt die Erzählungssammlung »Der blaue Mann« (1974), der Roman »Albissers Grund« (1976), seine Keller-Biographie (1980) und in der Spektrum-Reihe die Erzählung »Noch ein Wunsch« (1981) erschienen, ein Jahr darauf folgte der Roman »Baiyun oder die Freundschaftsgesellschaft«. Diesen würde ich später zweimal lesen: einmal in Leipzig und dann noch einmal in dem Land, in dem die Handlung spielt – während meiner Zeit 1982/83 als Gastdozent an der Universität Beijing. (Meine Absicht, dort auch eine Besprechung des Buches zu schreiben, habe ich allerdings leider nicht verwirklichen können.)

Am Abend jenes Tages, an dem ich Adolf Muschg persönlich kennengelernt hatte, gab es noch eine weitere Begegnung mit einem Schweizer Schriftsteller. Diesmal allerdings aus größerer Distanz. Im Oktober 1981 hatte das Zürcher Schauspielhaus das Stück eines jüngeren Autors uraufgeführt: »Großvater und Halbbruder« von Thomas Hürlimann (geb. 1950). Eine Folgevorstellung hatte ich besucht. Jetzt fand im Keller des Schauspielhauses eine Diskussion mit dem Verfasser, dem Regisseur Werner Düggelin und Schauspielern statt. Für mich vor allem wieder ein landeskundliches Erlebnis – die Diskussion verlief nahezu ausschließlich in Mundart. Solche in vielfacher Hinsicht erhellende Einzelmomente gab es während meines ersten Aufenthaltes in der Schweiz

mehrfach. Sie halfen mir sehr, danach der Literatur aus diesem Land etwas souveräner zu begegnen. Von nachhaltiger Wirkung aber ist vor allem das Zusammentreffen mit zwei Schweizer Autoren gewesen, mit einem aus der jüngeren und einem aus der ältesten Generation: Christoph Geiser und Gerhard Meier.

Christoph Geiser und Gerhard Meier

Beide Begegnungen verdanke ich der Vermittlung von Schweizer Kollegen, die ich zuvor schon in Leipzig kennengelernt hatte. Jean Villain, mit bürgerlichem Namen Marcel Brun, ein Schweizer Journalist und Autor, der in der DDR lebte, war unter anderem Korrespondent der von der Partei der Arbeit der Schweiz herausgegebenen Wochenzeitung »Vorwärts«, bei der Geiser zu jener Zeit tätig gewesen ist. Von ihm hatte ich dessen Telefonnummer, so dass ich in Bern ein Treffen mit ihm vereinbaren konnte. (Jean Villain hatte im »Vorwärts« bereits gelegentlich über unsere Beschäftigung mit Schweizer Literatur berichtet und uns auch als Außengutachter für Dissertationen unterstützt.) Ich traf Christoph Geiser in einer Altstadtkneipe, und notierte danach im Tagebuch: *Mittag Treffen mit Christoph Geiser im »Pinocchio«. Ein schmaler junger Mann, sehr freundlich und gesprächsbereit. Wir vereinbaren ein schriftliches Interview für die »Weimarer Beiträge«. (Am Abend gibt er »Brachland« für mich im Hotel ab).* Geiser war zu diesem Zeitpunkt zweiunddreißig, sein neuester Roman »Brachland« war im Jahr zuvor im Benziger Verlag Zürich erschienen (1983 kam er bei Volk und Welt heraus, wo zuvor schon 1979 sein Roman »Grünsee« erschienen war; den DDR-Lesern vorgestellt worden war er erstmals 1977 mit dem Text »die besitzenden« in der Volk und Welt Anthologie »Schweiz heute. Ein Lesebuch«). Auf die schriftliche Form unseres Gesprächs hatten wir uns geeinigt, um jedem Partner die Gelegenheit zu geben, seine Überlegungen in Ruhe formulieren zu können. Der Ort, wo das Gespräch gedruckt werden sollte, stand von vornherein fest: die Zeitschrift für Literaturwissenschaft, Ästhetik und Kulturtheorie »Weimarer Beiträge«. Dass ich dieses Projekt so zielstrebig verfolgte, hatte zwei Gründe. Erstens wollte ich, dass mein erster Studienaufenthalt in der Schweiz möglichst schnell (und das hieß: noch vor unserer Konferenz) ein veröffentlichtes wissenschaftliches Ergebnis zeitigen sollte, damit meine für DDR-Verhältnisse privilegierte Reisemöglichkeit von Neidern nicht unter dem Stichwort »Wissenschaftstourismus« abgehakt werden konnte. Zweitens sollten das Gespräch mit dem Schweizer Schriftsteller und mein daran anschließender Beitrag »Zum literarischen Schaffen Christoph Geisers« bereits auf eine Kernaussage der Themenstellung unseres Kolloquiums vorausweisen, dass nämlich in den 1960er und 1970er Jahren in der deutschsprachigen Schweiz zwei neue Generationen

von Autoren und Autorinnen einen Aufschwung vor allem einer modernen gesellschaftskritischen Erzählliteratur bewirkt hatten, der inzwischen auch jenseits der Schweizer Grenzen wahrgenommen wurde. Für die zweite dieser Generationen, an der Wende von den 1940er zu den 1950er Jahren geborene Autorinnen und Autoren wie Gertrud Leutenegger, E. Y. Meyer, Hermann Burger und Franz Böni, war Christoph Geiser ein besonders bemerkenswerter Repräsentant. Wenn also auf ihn im Voraus etwas detaillierter aufmerksam gemacht würde, konnte das als Einstimmung auf unsere Tagung nur nützlich sein. Dank des freundlichen Verständnisses der Redaktion der »Weimarer Beiträge« ließ sich dieser Plan verwirklichen – Interview und begleitender Aufsatz erschienen in Heft 9/1983, also noch rechtzeitig vor dem Tagungstermin im Dezember. Glückliche Umstände taten ein Übriges: der Verlag Volk und Welt brachte Christoph Geiser, der zu dieser Zeit mit einem DAAD-Stipendium in Westberlin lebte, als seinen Gast mit nach Leipzig, so dass wir am ersten Abend der Tagung eine Lesung von ihm aus »Brachland« veranstalten konnten. (Als kleine anekdotische Wendung sei hier noch angeführt, dass bei dieser Gelegenheit der bekannte Schweizer Germanist Peter von Matt erstmals die persönliche Bekanntschaft des Schweizer Schriftstellers Christoph Geiser gemacht hat.)

Die zweite folgenreiche Begegnung mit einem Schweizer Autor im Herbst 1981 verdanke ich dem Germanisten Peter André Bloch. Kennengelernt hatte ich ihn in Leipzig, wo er bereits 1978 als Referent der schweizerischen Kulturstiftung »Pro Helvetia« unser Gast gewesen war. Außerdem hatten wir uns von Beginn unserer Beschäftigung mit Schweizer Literatur an auf literatursoziologische Publikationen von ihm stützen können, die er an der Universität Basel erarbeitet hatte. Die persönliche Begegnung mit ihm hatte dann zu einem kollegial-freundschaftlichem Verhältnis zwischen uns geführt. Da er bereits in Röcken am Grab Friedrich Nietzsches gewesen war, was ich sonst immer ausländischen Gästen zu zeigen pflegte, hatten wir gemeinsam einen Ausflug nach Dresden und zum Schloss Pillnitz unternommen und so einige Zeit miteinander verbracht. Jetzt, im Herbst 1981, hatte ich auf der Fahrt von Bern nach Basel bei ihm in Olten Station gemacht. Von dort aus fuhr er mit mir nach Solothurn, um Peter Bichsel zu treffen, der aber nicht zu erreichen war. Stattdessen organisierte Bloch in aller Eile ein Treffen mit dem in Mundart schreibenden Lehrer Ernst Burren und mit dem damals

64-jährigen Gerhard Meier aus dem nahen Niederbipp. Dieser war nach Abbruch eines Hochbaustudiums in der Krisenzeit der dreißiger Jahre jahrzehntelang erst als Arbeiter, dann als Angestellter in einer kleinen Lampenfabrik seines Heimatdorfes tätig gewesen und hatte das in der Jugend begonnene Schreiben völlig eingestellt, um Konflikte zwischen den Erfordernissen des Alltagslebens als Familienvater und dem dichterischen Anspruch auszuschließen. Erst ein längerer Sanatoriumsaufenthalt gab in seinen mittleren Jahren den Anstoß, neu damit zu beginnen, sich langsam eine literarische Sprache zu erarbeiten. Als Vier- und fünfzigjähriger »etablierte er sich«, wie es nicht ohne leise Selbstironie in seinem ersten Roman von 1977 heißt »als Schriftsteller«. Nach einem kleinen Rundgang durch Solothurn sitzen wir in einer Beiz beisammen. Im Tagebuch notiere ich später: *Gespräch über Schweizer Literatur und DDR-Literatur, die dieser näher sei als die westdeutsche (Literaturbetrieb mit dem Produktions- und Verkaufszwang der großen Verlage). Zu seinen (nicht sehr zahlreichen) Leseerlebnissen rechnet Gerhard Meier Christa Wolfs »Nachdenken über Christa T.«. Meier, geb. 1917, ein eindrucksvoller Kopf, bekennt sich zu Moralität, Behaftetsein in der Literatur (er versucht Christ zu sein, das wäre ein großes Lebensangebot für ihn). Genauigkeit der Sprache: da sie Hochdeutsch nicht spontan beherrschten, würden die Schweizer Autoren viel prüfender, genauer mit dieser Sprache umgehen. Keine Klischees. Verliebt in Wörter (z. B. »Borodino«, wie sein Roman heißen soll, an dem er arbeitet). Auf dem Rückweg [mit Peter André Bloch nach Olten] noch »auf 5 Minuten« zu Gerhard Meier, der in einem alten Bauernhaus (etwa 400 Jahre, sein Geburtshaus) wohnt, mit Blick auf einen leicht ansteigenden Hang, der in die Jurakette übergeht. Die Fabrik, in der er 33 Jahre gearbeitet hat, ist nur wenige Minuten entfernt. Ungeheuer enge Verbundenheit mit dieser Landschaft, die die »Musikdose hervorgebracht« hat (im Gegensatz zum Alphorn der Hochalpen – dies zeige den ganzen Unterschied). Seine Frau Dorle bringt Brot, Käse und eben gebackene Plätzchen. Meier öffnet eine Flasche Rotwein (ein Geschenk, Bourgogne, offenbar sehr teuer, jedenfalls sehr gut). Aus den »5 Minuten« werden fast zwei Stunden. Er schenkt mir den Roman »Toteninsel«, auf dessen Umschlag die »Lebensstufen« von Caspar David Friedrich abgebildet sind. Besondere Nähe Meiers zu Robert Walser (der ihn aber auch »befremdet« – ein häufig gebrauchtes Wort). Er habe zwar viel als Brotarbeit schreiben müssen, was wenig wichtig sei, daneben aber Stücke (wie »Kleist in Thun« oder Brentano 1 und 2), die*

unübertroffen sind. Zu Hesse: den Briefschreiber und Essayisten schätze er sehr (er sei sehr gescheit), den Autor weniger. Man kommt auf dem Weg in die Literatur mit Sicherheit an ihm nicht vorbei, aber man käme weiter, nehme ihn nicht mit. Ärger über eine Aufführung von Tschechows »Kirschgarten« in Zürich, über den vergewaltigten Text.«

Im Tagebuch meiner ersten Schweiz-Reise gibt es keine andere Stelle, an der ich so relativ ausführlich versucht habe, das von jemand Gehörte kurz danach aus der Erinnerung wiederzugeben. Es war wohl der Bekenntnischarakter des von Meier Vorgetragenen, der mich besonders beeindruckt hatte. In meiner Erinnerung dominierte seine abwägend bedächtige Rede völlig unser Gespräch. Nur an einer Stelle konnte ich etwas beitragen, das für ihn neu und interessant zu sein schien. Im Zusammenhang mit den Gedanken über den Titel seines neuen Romans »Borodino« kam er auch auf seine große Bewunderung für Tolstois »Krieg und Frieden« zu sprechen. Nicht bekannt war ihm jedoch, dass es eine gleichnamige, auf dem Roman basierende Oper von Sergej Prokofjew gab. Ich hatte in Leipzig die zum Eröffnungsprogramm des neuen Opernhauses am Karl-Marx-Platz gehörende Inszenierung von Professor Joachim Herz nicht nur einmal gesehen und konnte jetzt davon – im Rahmen meiner Möglichkeiten – mit Begeisterung berichten. Gerhard Meier schien davon beeindruckt. Und so nahm ich mir vor, nach meiner Rückkehr nach Leipzig für ihn ein Exemplar einer bei Eterna als Übernahme von Melodia Moskau erschienenen Schallplatte mit Ausschnitten aus »Krieg und Frieden« in einer Aufführung des Bolschoi-Theaters zu besorgen. Dies zog sich etwas hin, aber im Dezember konnte ich die Sendung nach Niederbipp auf den Postweg bringen. Bestätigung dafür, dass sie ihr Ziel erreicht hatte, bekam ich mit einiger Verzögerung: Gerhard Meier hatte das Verpackungsmaterial schnell entsorgt und mit ihm meine Adresse, die er erst durch die Vermittlung eines Schweizer Kollegen wiedererlangen konnte. Er hatte sich offenbar aber darüber gefreut. Was es ihm bedeutet hatte, die Stimmen der von ihm geliebten Romanfiguren Tolstois in musikalischer Deutung hören zu können, wurde mir erst später wirklich bewusst. Im 1985 erschienenen dritten Teil seines großen Romans »Baur und Bindschädler« (dem Hauptwerk Gerhard Meiers) stieß ich zu meiner Überraschung auf eine Passage, in der die reale Episode unseres Gesprächs im Herbst 1981 und seiner Folgen Teil der epischen Welt Meiers geworden war. Diese Passage ist eingefügt in die Erinnerung an eine frühere Gesprächssituation Bind-

schädlers mit Baur: »Ich stellte mich ans Geländer, stützte mich auf, fühlte mich zurückversetzt in jenen Moment, als Baur und ich das Eisenrohr umfaßt hielten an der Aare, bekam deren Spiegelungen vor Augen, deren Gelb-, Orange- und Grautöne, erinnerte mich, wie Baur erwähnt hatte, auch Hemingway sei von *Krieg und Frieden* aufgewühlt worden, er habe sogar gesagt, er, Hemingway, gäbe eines seiner Werke her, wenn er noch einmal *Krieg und Frieden* zum *ersten* Male lesen könnte. Einmal habe er mit einem Professor aus Leipzig über *Krieg und Frieden* geredet, wobei der Professor darauf hingewiesen habe, daß von Prokofief eine Oper vorliege, die er aufgrund dieses Romans geschrieben habe. Pünktlich zu Weihnachten dann sei aus Leipzig eine Schallplatte eingetroffen mit Ausschnitten aus Prokofiefs Oper. Er, Baur, sei vor allem auch beim ersten Anhören aufgewühlt worden, als er eben zum ersten Male Nataschas Stimme gehört habe und jene Andrejs. Der Walzer vom Ball des Zaren, an dem Andrej und Natascha mitgetanzt hätten, gehe durch die Oper hindurch, quasi als roter Faden. Auch Kutusow trete auf und der Chor der Landwehrmänner. So sei ihm dann *Krieg und Frieden* neu wieder erstanden, vor allem die Liebe von Natascha und Andrej.«

Die Begegnungen mit Christoph Geiser und Gerhard Meier im Herbst 1981 waren für mich über den rein fachlichen Aspekt hinaus nachhaltige Erlebnisse und ich habe mich bemüht, die Verbindung zu ihnen möglichst nie völlig abreißen zu lassen. Dass es in den 1980er Jahren zu Wiederbegegnungen kommen konnte, hing mit einer Folge unserer Tagung im Dezember 1983 zusammen. An ihr hatten auch Vertreter des Berliner Verlages Volk und Wissen teilgenommen, bei dem die zwölbändige Deutsche Literaturgeschichte erschienen war. Von dort kam der Vorschlag an unsere Leipziger Forschungsgruppe, zur Ergänzung dieser Reihe eine literaturgeschichtliche Darstellung der deutschsprachigen Literatur der Schweiz zu erarbeiten (was allerdings nicht wie im Fall der Literaturen von DDR und BRD auf die Zeit nach 1945 zu beschränken war, sondern das 20. Jahrhundert als Ganzes zum Gegenstand haben musste). Dies war ein Angebot, das man nicht ausschlagen konnte. Vor allem auch deshalb, weil mit der Zusage eines Verlages im Vorhinein ein solches Projekt große Chancen hatte, in die offizielle Forschungsplanung (Planung war ja auf allen Gebieten ein Grundprinzip der DDR) aufgenommen zu werden. Und zwar in unserem Fall in den Zentralen Plan der gesellschaftswissenschaftlichen Forschung 1985–1989, die höchste Kategorie für universitäre Projekte. Dies bedeutete einerseits

strenge Überwachung der Termineinhaltung, andererseits bot es Vorteile für zeitweilige Freistellungen von Beteiligten und für Möglichkeiten zu Studienreisen. Als verantwortlicher Leiter des Forschungsvorhabens erhielt ich 1986 (vom 28. Oktober bis 5. November) eine solche Möglichkeit, in den Folgejahren dann Christa Grimm und Klaus-Dieter Schult.

Für die Arbeit an der Literaturgeschichte besonders wichtig bei dieser neuen Reise: der Besuch bei Hans Mühlethaler, dem Sekretär der Schriftsteller-Vereinigung »Gruppe Olten«, sowie Studien in den Schweizerischen Theatersammlungen in Bern. Dazu ein Treffen mit Walter Vogt, dem Arzt, Psychiater und vielseitigem Autor, der in Christoph Geisers Biografie eine wichtige Rolle gespielt hat. Ich notiere danach: *Drei Irish-coffee und ein Gespräch von fast zwei Stunden, u. a. über Loetscher (»too many words«), die Gruppe Olten, eine Reise Vogts mit einem jüngeren Arzt aus der DDR nach Hiddensee, die Konstellation Simon-Quaas bei Volk und Welt, Reaktionen auf Tschernobyl. Er gibt mir einen Prosa-Band eines jungen Italieners, der in der Schweiz aufgewachsen ist, mit einem Nachwort von ihm. Er würde jederzeit gern nach Leipzig kommen (Reise durch Pro Helvetia zu finanzieren).* Da ich in Bern wohne, nutze ich die Gelegenheit, Christoph Geiser wiederzusehen. Er lädt mich diesmal in seine Wohnung im Erdgeschoss eines schönen alten Hauses in der Nähe der Aare und des in »Brachland« beschriebenen Freibads ein: *Im Zimmer Bilder seiner Mutter (aus »Brachland« bekannt). Eindrucksvoll vor allem ein Totentanz mit Harlekinen. Es gibt Beaujolais, Hobelkäse und Weißbrot. Gespräch über »Wüstenfahrt«, die Reaktionen bei Lesungen (besser als die Kritik), der Anruf eines Lesers aus der DDR, der auf gut Glück eine Berner Nummer gewählt hat, um sich die von Geiser sagen zu lassen. G. scheint sich vom literarischen Leben etwas zurückgezogen zu haben: die Zeit in Westberlin hat ihn der Schweizer Szene entfremdet, außerdem konzentriert er sich auf die Arbeit an einem Roman, der 1987 erscheinen soll. Schwierigkeit, vom autobiographischen Stoff nun wegkommen zu müssen. Schweizer Spezifik seiner Meinung nach generell mehr oder weniger erschöpft, junge Italiener, die in der Schweiz aufgewachsen sind, bringen vielleicht noch einen neuen Aspekt ein (denkt dabei wahrscheinlich an das Buch mit dem Nachwort von Vogt). In seinem Roman wird Rom eine Rolle spielen (er war drei Wochen als Gast des Schweizer Instituts dort).* Der Roman, an dem Geiser zu dieser Zeit arbeitete, erschien unter dem Titel »Das geheime Fieber« dann wirklich im Jahr 1987. Ich erhielt gleich nach dem Erscheinen von ihm persönlich ein Exemplar zugeschickt, so dass

ich das Buch sofort lesen konnte und dadurch in die Lage kam, mich beim Verlag Volk und Welt für die Unterstützung unseres Kolloquiums 1983 revanchieren zu können, indem ich ihm sehr schnell ein empfehlendes Gutachten zu »Das geheime Fieber« schreiben konnte. Der neue Roman Geisers ist dann noch kurz vor dem Ende der DDR bei Volk und Welt herausgekommen. Wie wichtig für Geiser die auf diesem Weg zu erreichenden Leser in der DDR waren, belegt eine Aussage von ihm im Gespräch mit dem schottischen Germanisten und Spezialisten für deutschschweizer Literatur, meinem Freund Malcolm Pender. Ihm sagte er 1992: »For a while there was a productive link between Swiss literature and the literature of the GDR. I had more readers in the GDR than in Switzerland and West Germany together.«

Zu einer erneuten Begegnung mit Gerhard Meier kam es im Frühjahr 1989. Von Solothurn aus, wo ich erstmals Gast der dort jährlich stattfindenden Literaturtage war, fuhr die Frau des Zürcher Germanistikprofessors Michael Böhler mit mir nach Niederbipp zum Ehepaar Meier. (Yvonne Böhler hatte als Fotografin in Abstimmung mit dem Verlag Volk und Wissen für unsere geplante Literaturgeschichte fast alle Porträts von Autorinnen und Autoren beigezeichnet, ihr Mann war Verfasser des Spezialkapitels »Das Verhältnis der Deutschschweizer Autoren zur Schriftsprache«.) Es war ein schöner Tag im Mai, wir saßen mit Gerhard Meier und seiner Frau im Garten ihres Hauses unter blühenden Apfelbäumen bei Kaffee und Kuchen. Mitgebracht hatte ich für ihn eine kurz zuvor im Reclam Verlag Leipzig erschienene Anthologie »Die skeptische Landschaft. Deutschsprachige Lyrik aus der Schweiz seit 1900«, herausgegeben von Klaus-Dieter Schult, meinem ehemaligen Doktoranden und jetzigen Mitautor unserer im Entstehen begriffenen Literaturgeschichte. Es war mir eine Freude, Meier Gedichte von ihm in dieser Sammlung zeigen zu können. Die Atmosphäre war gelöst und heiter, wir blickten über blühende Bäume hinweg auf die ansteigende Landschaft des Jura. Beim Abschied sagte Gerhard Meier, das nächste Mal sollten wir eine kleine Wanderung in diese Richtung unternehmen. Leider ist es dazu nicht gekommen. Jedoch blieben wir weiterhin in Verbindung. Natürlich schickte ich ihm 1991 ein Exemplar unserer Literaturgeschichte, gratulierte ihm 1999 mit dem Insehbändchen »Das Brot der frühen Jahre« (wofür ich 1964 mein erstes Nachwort zu einem literarischen Text verfasst hatte) zum Heinrich-Böll-Preis. Immer gab es eine freundliche Reaktion seinerseits. Nach Erhalt der Literatur-

geschichte im Mai 1991 geriet diese sehr spontan und emphatisch. Er schrieb: »welche Freude! heute erhielt ich Ihr Buch [...]. Ich habe natürlich sofort *hineingeschaut*: Liebe, Sorgfalt, Disziplin und Anstand *schlugen* mir entgegen und überraschten und erfreuten mich! Sehr herzlich sei Ihnen hierfür gedankt! Aber auch Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern gebührt Dank. Mit eingeschlossen sind auch Ihre Schweizer Helfer, vor allem Dr. Elsbeth Pulver. – Wenn man bedenkt, mit welchen Hindernissen, Schwierigkeiten, Beschwerden Sie und Ihre Helfer zu *kämpfen* hatten, von was allem Sie sich loszu trampeln hatten, dann muss man einfach nur staunen über den hohen Rang Ihres Werkes. (Ich weiss, das tönt etwas vollmundig!) Vielen Dank!« Als ein besonderes Zeichen gewachsener persönlichen Verbundenheit empfand ich es, dass Gerhard Meiner nach dem Tod seiner Frau im Januar 1997 auch mir eine Traueranzeige zuschickte, so dass ich ihm einen Beileidsbrief mit Erinnerungen an mein zweimaliges Zusammentreffen mit ihr schreiben konnte. Als 2007 eine Neuauflage unserer Literaturgeschichte herauskam, baten wir Yvonne Böhler um ein neues Foto von Gerhard Meier, das ihn mit dem Straßenschild Gerhard-Meier-Weg zeigt, in den die Gemeinde Niederbipp zum 90. Geburtstag des Dichter seine frühere Adresse Lehnweg umbenannt hatte.

Das besondere Verhältnis »seines Dorfes« zu ihm, zeigte sich später noch einmal bei Gelegenheit seines 100. Geburtstages. Es gab, worauf mich Peter André Bloch aufmerksam gemacht hat, von der Gemeinde veranstaltet, aus diesem Anlass eine ganze Gerhard-Meier-Woche. Blochs Vorschlag, wir sollten doch gemeinsam an einer Abendveranstaltung teilnehmen, konnte ich nicht widerstehen. Als Gerhard Meier 2008 gestorben war, hatte mich die Nachricht zu spät erreicht, um an seiner Beerdigung teilnehmen zu können. Jetzt war noch einmal Gelegenheit, zu ihm in sein Dorf zu fahren. So kam es 2017 zu einer kurzen Reise nach Basel, wo ich mir eine Übernachtungsmöglichkeit gesucht hatte, und von dort aus nach Niederbipp. Der Abend stand unter dem Motto »Essen und Reden«. Es gab ein von Gerhard Meier besonders geschätztes ortstypisches Menu mit längeren Pausen zwischen den Gängen, in denen jeder, der wollte, etwas sagen konnte. Es war ganz und gar keine literaturwissenschaftliche Veranstaltung. Persönliche Erinnerungen kamen zur Sprache, anekdotische Wendungen eingeschlossen (und vom Publikum wohlwollend aufgenommen). Also erzählte ich, als die Reihe an mich kam, von jenem ersten Abend 1981 bei

ihm mit dem besonderen Erlebnis des für mich als DDR-Bürger völlig unbekanntem Burgunder-Trinkens und davon, wie ich Dank Prokofjew (und Joachim Herz) als »Professor aus Leipzig« in Meiers großes Romanprojekt geraten bin. Nach offiziellem Schluss der Veranstaltung ergaben sich noch gute Gespräche mit anderen Teilnehmern, darunter beide Töchtern Meiers. Es war eine Ehrung zum Einhundertsten Geburtstag Eines der Ihren, Eines aus dem Dorf, dessen Größe als selbstverständlich vorausgesetzt wurde, also nicht aufdringlich betont werden musste. Der Abend passte zu Gerhard Meier.

1986 hatte Walter Vogt sein Interesse bekundet, einmal nach Leipzig zu kommen. Die Gelegenheit dazu ergab sich dann im Juli 1988, als wir an der Karl-Marx-Universität ein zweites Kolloquium zur Schweizer Literatur veranstalteten, um kurz vor Abschluss der Arbeit an der Literaturgeschichte unsere Ergebnisse und Thesen noch einmal mit ausländischen Fachkollegen, vor allem mit Vertretern der Schweizer Germanistik, zu diskutieren. (Ein ausführlicher Bericht über die Tagung von Professor Stern aus Basel erschien in der »Neuen Zürcher Zeitung« vom 29. Juli 1988). Walter Vogt nahm interessiert an allen Veranstaltungen teil, am Abend nach der Konferenz fand dann eine Lesung von ihm, Maja Beutler und Dieter Fringeli, dem Verfasser eines speziellen Kapitels zur Mundartliteratur, statt. Aus der kurzen Begegnung 1986 in Bern schien sich eine dauerhafte Verbindung zu ihm entwickeln zu können. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz schickte er mir ein Exemplar von »Dröx«, einem Druck seiner Zeichnungen aus der Zeit seiner Drogenexperimente in den Jahren 1969 bis 1970, »mit herzlichem Dank für faszinierende Tage in Leipzig!« Umso schockierender dann die Nachricht von seinem plötzlichen Herztod am 21. September, zweieinhalb Monate nach unserer Tagung. Ich bin immer noch der Kulturredaktion der »Leipziger Volkszeitung« dankbar dafür, dass sie mir in dieser Situation die Möglichkeit eingeräumt hat, mit einem kleinen Beitrag zu seinem Tod öffentlich unseres Gastes vom Sommer zu gedenken.

Nach Abschluss des 1988er Kolloquiums begann die »heiße Phase« der Arbeit an unserer Literaturgeschichte. Laut Plan sollte sie im Herbst 1989 als vollständiges Manuskript vorliegen, die Arbeit an manchen Teilkapiteln zog sich jedoch bis zur Jahreswende 1989/90 hin. Redaktionsschluss beim Verlag war schließlich im April 1990. So kam es, dass die abschließende Phase unserer Projektarbeit zeitlich mit dem politischen Umbruch in der DDR zusammenfiel. Zum Jahreswechsel

war noch nicht endgültig entschieden, ob dieser zu einer inneren demokratischen Erneuerung des Landes oder zu dessen schnellem Anschluss an die BRD führen würde. Zumindest bestanden noch Hoffnungen, es könne diese Wahl geben, die sich dann aber sehr schnell als illusionär erweisen sollten. Aus dieser Situation heraus bin ich in der Weihnachtspause 1989 auf den Gedanken gekommen, dem Rektor der zu diesem Zeitpunkt noch Karl-Marx-Universität den Vorschlag zu unterbreiten, Max Frisch und Friedrich Dürrenmatt die Ehrendoktorwürde unserer Alma mater anzubieten. Es gab eine solche Tradition an der Philologischen Fakultät, zu der wir Germanisten gehörten, Schriftstellern von internationalem Rang diesen Ehrentitel zu verleihen. Erhalten hatten ihn bis dahin Michail Scholochow, Pablo Neruda und Jannis Ritsos, alle drei bedeutende Autoren und zugleich eng mit der kommunistischen Bewegung in ihren jeweiligen Ländern verbunden. Man war bei ihrer Wahl einem hohen Qualitätsanspruch gefolgt – und hatte zugleich parteipolitisch korrekt gehandelt. Eine solche Einengung zu überwinden, schien mir jetzt gleichermaßen möglich wie notwendig. Ich hatte einmal in einem Artikel über Dürrenmatt für die Tageszeitung »Neues Deutschland« formuliert, dieser sei ein »besonders wichtiger und anregender Dialogpartner für Marxisten ... , gerade weil er die Probleme unserer Zeit von einem anderen philosophisch-weltanschaulichen Standort aus durchdenkt. Entscheidend ist, mit welcher Schärfe er sie wahrnimmt und mit welcher Konsequenz er sich ihnen stellt.« Die Redaktion hatte aus dem »gerade weil« ein »wenn er auch« gemacht und so den Satz entschärft (ND vom 11. September 1986). Die neue Lage in der DDR versprach, dass es jetzt anders ginge und ein offener Meinungs-austausch nicht mehr mit Misstrauen betrachtet würde. Für die zu Ehrenden bedeutete diese neue Situation, dass sie nicht mehr befürchten müssten, bei einem Auftritt in Leipzig für Positionen in Anspruch genommen zu werden, die nicht die Ihrigen waren. Als aktueller Anlass der Verleihung des Ehrendokortitels an die beiden berühmtesten lebenden Schweizer Schriftsteller schien mir der Abschluss unsere Literaturgeschichte dienen zu können, in der sie beide einen herausragenden Platz einnahmen. Verbunden jedoch mit dem Umstand, dass die wissenschaftliche Beschäftigung mit ihrem Schaffen an dieser Universität bereits an der Wende von den 1950er zu den 1960er Jahren begonnen hatte: im Doktorandenseminar von Hans Mayer. Es war daher mein Wunschgedanke im Hinterkopf, dass, wenn sich dieser Plan verwirklichen ließe,

die Universitätsleitung Professor Mayer bitten sollte, gleichsam als Wiederaufnahme seines Wirkens von damals das Amt des Laudators für die Ausgezeichneten zu übernehmen. Anfang Januar 1990 ging mein Vorschlag dem Rektorat zu. Die folgenden Veränderungen im Land und an der Universität und mit ihnen verbundene Unsicherheiten führten jedoch dazu, dass die Anfrage an Frisch und Dürrenmatt, ob sie das Angebot annehmen würden, erst ein Dreivierteljahr später erfolgte. Dürrenmatt reagierte sofort. Am 8. Oktober 1990 sandte er seine positive Antwort an den neuen Rektor, wies jedoch auf eine Fülle von Verpflichtungen im Oktober und November wie die »Laudatio anlässlich einer Preisverleihung an Václav Havel«, hin und schlug als möglichen Zeitpunkt »die erste Dezember-Hälfte, oder aber das Frühjahr« vor: »Ich hoffe, dass sich meine Terminwünsche mit Ihren und denjenigen von Max Frisch, falls er auch zusagen kann, vereinbaren lassen.« Mit einer gemeinsamen Ehrenpromotion mit Frisch in Leipzig war er also grundsätzlich einverstanden. Max Frischs Reaktion erfolgte etwas später, wahrscheinlich hat er sich die Antwort, die eine Absage war, auch länger überlegen müssen. Sein Brief an den Rektor Prof. Dr. sc. med. Gerald Leutert ist vom 31. Oktober 1990 datiert. In ihm erinnerte er daran, mit welcher Begeisterung er im Herbst 1989 auf die Demonstrationen in der DDR reagiert hatte: »Wir sind das Volk«, dass hat geheißen: Wir bleiben hier und zu gehen hat die Regierung. Die Regierung ist gegangen, die für uns sozialistische Humanisten jahrzehntelang eine katastrophale Hypothek gewesen war.« Doch da es ihm danach »krankheitshalber nicht möglich gewesen« sei, aus eigener Anschauung in beiden Teilen von Deutschland zu erfahren, »was tatsächlich vor sich geht«, wisse er nur, »wie die ehemaligen DDR-Bürger gewählt haben: nämlich überschwänglich CDU.« Er habe aber »keine Ahnung«, wie »sich in diesem Feld eine Karl-Marx-Universität ausnimmt, bevor sie ihren Namen ablegt, und wie sie dann ihren Beitrag sieht.« Es sei ihm »nicht möglich, ein Ehrenzeichen zu tragen, ohne in ernsthafter Weise zu wissen, wer es mir verleiht.« Die Schlusswendung des Briefes ließ erkennen, welche Entwicklung sich Frisch nach dem Herbst 1989 erhofft hatte: »Ich wünsche Ihrem Land alles Gute, das aber wäre ein dritter Weg.«

Max Frisch hätte es sich mit seiner Absage auch leichter machen können, indem er auf seinen sich wegen seines Krebsleidens verschlechternden Gesundheitszustand verwiesen hätte. Doch er wollte wohl politisch ein Zeichen setzen und sich solidarisch an die Seite jener DDR-

Autorinnen und Autoren stellen, die wie Christa Wolf, Stefan Heym oder Volker Braun in der Zeit des Umbruchs versucht hatten, für eine innere Erneuerung der DDR zu wirken, ohne dabei das Gesellschaftssystem der Bundesrepublik kopieren oder sich ihr sofort anschließen zu wollen. Und so erschien mir persönlich seine Absage einleuchtend und nobel. Dass es auch unabhängig von dieser Entscheidung Frischs nicht zu der geplanten Begegnung in Leipzig hätte kommen können, wusste zu diesem Zeitpunkt noch niemand: Am 14. Dezember 1990, kurz vor seinem 70. Geburtstag, starb Friedrich Dürrenmatt, am 4. April 1991 erlag Max Frisch seinem Krebsleiden. Wir, das heißt unsere Forschungsgruppe zur Schweizer Literatur, konnten nur noch für beide jeweils einen Gedenkabend im Studentenclub Moritzbastei veranstalten. In meinem Tagesplanbuch von 1991 hat sich die Programmskizze für den Dürrenmatt-Abend am 9. April 1991 erhalten. Wir hatten ihn unter die Überschrift gestellt »Im Paradoxen erscheint die Wirklichkeit« und mit dem »Schweizer Psalm 1–3« eingeleitet. Danach hatte ich knapp zehn Minuten sprechen dürfen, worauf die Lesung aus Werken aus allen Schaffensperioden Dürrenmatts folgte: aus der frühen Erzählung »Der Tunnel« den weltberühmten Stücken »Der Besuch der alten Dame« und »Die Physiker« und der späten Erzählung »Vinter«.

Fast zeitgleich war Ende März 1991 im Verlag Volk und Wissen Berlin unsere »Geschichte der deutschsprachigen Literatur der Schweiz im 20. Jahrhundert« erschienen. Gemeinsam mit dem Verlag veranstalteten wir am 25. April 1991 während der Leipziger Buchmesse im Hörsaalgebäude der Universität die mit einer Ausstellung von Autoren-Fotos von Yvonne Böhler verbundene Buchpremiere. Aus diesem Anlass waren auch noch einmal zwei Stimmen der Deutschschweizer Literatur zu hören: Margrit Baur (1937–2017), die sich »mit einer leisen aber intensiven Prosa« (Literaturgeschichte) einen Namen gemacht hatte, und der Lyriker und Erzähler Klaus Merz (geb. 1945), der später (2012) mit dem Hölderlin-Preis der Stadt Homburg geehrt wurde, lasen aus ihren Büchern. Es waren nur kurze Begegnungen, aber vor allem die mit Margrit Bauer verlief in einer sehr freundlichen Atmosphäre. Nach ihrer Rückkehr schrieb sie mir: »für die Einladung nach Leipzig und Ihre Gastfreundschaft während meines Aufenthalts möchte ich Ihnen sehr danken. Dass ich die Stadt, die Universität und Ihre Mitarbeiter bei der Literaturgeschichte ein wenig kennenlernen durfte, hat mich riesig gefreut, und ich habe mich in Leipzig so wohl gefühlt wie kaum je bisher in einer ›fremden‹ Stadt.«

Auf die öffentlich kaum wahrgenommene Buchpremiere an der Uni in Leipzig (nur die »Leipziger Volkszeitung« hatte einen kurzen Bericht zweier Forschungsstudenten des Lehrstuhls, Sibille Tröml und Henrik Engel, abgedruckt, die das Register des Bandes erarbeitet hatten) folgte zwei Wochen später eine weitaus resonanzreichere Veranstaltung in der Schweiz, wo unsere Literaturgeschichte im Rahmen der jährlich stattfindenden Solothurner Literaturtage vorgestellt wurde. Der Germanist Dominik Müller und die Literaturkritikerin Elsbeth Pulver (mit ihr und ihrem Mann verband Christine und mich seit Jahren eine freundschaftliche Beziehung) leiteten die diesem Thema gewidmete »Werkstatt« als Podiumsdiskussion mit Hannelore Prosche, der zuständigen Redakteurin des Verlages Volk und Wissen, die unser Projekt von Beginn an mitgetragen hatte, sowie Klaus-Dieter Schult und mir als beteiligten Autoren. Da die Solothurner Literaturtage einen Höhepunkt im kulturellen Leben der Schweiz darstellen, über den in jeder Zeitung des Landes berichtet wird, war dies eine werbewirksame Veranstaltung für unseren Verlag, der es geschafft hatte, das anspruchsvoll produzierte Buch trotz der schwierigen Umstände der Jahre 1990/91 noch herauszubringen. Jedenfalls war der Absatz der vor Ort direkt angebotenen Exemplare vielversprechend: »sämtliche aufliegenden Exemplare der neuen Literaturgeschichte aus der alten DDR waren nach der Veranstaltung bereits ausverkauft«, schrieb die »Solothurner Zeitung«. Und das »Journal de Genève« merkte an: »Elle s'est arrachée comme des petits pains.« Wie hoch der Absatz unseres Buches in der Schweiz insgesamt gewesen ist, haben weder die Autoren noch ich als Herausgeber je erfahren. Wir waren kurz vor der Währungsunion noch in Mark der DDR ausbezahlt worden, hatten also mit dem Verkaufsertrag nichts mehr zu tun. Die Resonanz jedoch, die das Ergebnis unserer langjährigen Arbeit in Solothurn und danach in den Berichten und Rezensionen Schweizer Zeitungen und Zeitschriften gefunden hat, konnte alle Beteiligten mit Genugtuung erfüllen. Für mich bedeutete es einen befriedigenden Schlusspunkt meiner Tätigkeit an der Leipziger Universität, was es mir erleichtert hat, die Entscheidung zu treffen, im folgenden Jahr von der für mich dann bestehenden Möglichkeit Gebrauch zu machen, in den Altersübergang zu wechseln.

Hiermit endete auch meine seit 1960 bestehende berufliche Festlegung auf neueste Literatur, zuerst aus der alten Bundesrepublik und dann aus der deutschsprachigen Schweiz. Ich hatte nun die Möglichkeit,

doch noch einmal zur Literaturgeschichte am Ende des 18. Jahrhunderts zurückzukehren, in die Zeit Friedrich Hölderlins und seines biographisch-historischen Umfeldes, die mich in meiner Staatsexamensarbeit beschäftigt hatte. Das Thema Schweiz brauchte ich dabei nicht aufzugeben. Im Jahr 1998 stand dort ein bedeutendes und zugleich umstrittenes Jubiläum bevor: 200 Jahre Helvetische Republik. Einer der wichtigsten Freunde Hölderlins, Casimir Ulrich Boehlendorff, hatte 1802 in der Berliner Zeitschrift »Geschichte und Politik« anonym eine Schrift »Geschichte der Helvetischen Revolution« veröffentlicht, die danach nie wieder gedruckt worden war. Unterstützt von Schweizer Kollegen, vor allem Martin Stern aus Basel und Remy Charbon aus Zürich, konnte ich diese 1998 in der im Verlag Paul Haupt Bern erscheinenden Reihe »Schweizer Texte. Neue Folge« als kommentierten photomechanischen Nachdruck herausgeben. Um einen besseren Zugang zur Problematik der Helvetik zu finden, nahm ich in den 1990er Jahren an mehreren Arbeitstagungen jüngerer Schweizer Historiker teil, die im Vorfeld des Jubiläums veranstaltet wurden. Eine systematische Beschäftigung mit aktueller Deutschschweizer Literatur stand da nicht mehr auf meiner Agenda. Dies hatte auch Konsequenzen für die Beziehungen zu Christoph Geiser, zu dem ich zuvor engeren Kontakt gehabt hatte. Zwar haben wir uns im Oktober 1998 bei einer Lesung von ihm in der Leipziger Stadtbibliothek kurz wiedergesehen (die Veranstaltung wurde zu meiner Freude von meiner Doktorandin Sibille Tröml souverän moderiert), aber ich war nur ein interessierter Zuhörer unter vielen und kannte nicht einmal das neue Buch, aus dem gelesen wurde. Erst mehr als zehn Jahre später kam es dank einer zufälligen Begegnung an einem besonderen Ort zu einer erfreulichen Erneuerung unserer persönlichen Beziehung.

Im Januar 2010 hatte ich in Bern an einem Hugo-Loetscher-Kolloquium teilgenommen, das ursprünglich als Veranstaltung zu seinem 80. Geburtstag geplant, nun aber (er war kurz zuvor verstorben) zu einer Gedenkfeier für ihn geworden war. Während der Tagung kam ich mit einer Mitarbeiterin der Schweizer Botschaft in Berlin ins Gespräch, die ich einige Jahre zuvor bei einer internationalen Konferenz spanischer Germanisten zum Thema »Eine Insel im vereinten Europa? Situation und Perspektiven der Literatur der deutschen Schweiz« in Madrid kennengelernt hatte. Inzwischen war eine Neuauflage unserer Literaturgeschichte erschienen und ich fragte sie, ob sie an einem Ex-

emplar für die Botschaftsbibliothek interessiert sei. Da sie (als Diplomatin blieb ihr ja gar nichts anderes übrig) mein Angebot freundlich annahm, nutzte ich Anfang April eine Fahrt nach Berlin, um das Buch dort vorbeizubringen. Die Schweizer Botschaft – als Gebäude aus der Vorkriegszeit eine architektonische »Insel« im neuen Regierungsviertel – wollte ich schon längst auch einmal von Innen sehen. In Geisers Roman »Brachland« spielt sie eine Rolle, da die Mutter des Ich-Erzählers als junge Frau dort in der Zeit des Zweiten Weltkrieges bei ihrem als Gesandten der Schweizerischen Eidgenossenschaft amtierenden geschiedenen Vater die Rolle der Dame des Hauses übernommen hatte. Leider war der Teil der Botschaft, in dem ich Frau Heimgartner antraf, ein moderner Anbau. Doch hatte ich Glück. Für den 20. April plante der scheidende Botschafter eine literarische Lesung mit anschließendem Empfang in seiner Residenz im historischen Teil des Botschaftsgebäudes, für die mir eine Einladung angeboten wurde. Also fuhr ich sehr bald wieder nach Berlin (ein Besuch bei meinem jüngeren Sohn Robert machte das Programm komplett), und konnte diesmal zusammen mit den anderen Gästen den historischen Altbau des Botschaftsgebäudes betreten. Die Lesung bestritt der in Berlin lebende Matthias Zschokke (geb. 1954), den wir in unserer Literaturgeschichte noch als einen Vertreter der in den 1980er Jahren »jüngsten Generation« vorgestellt hatten und der gerade (2009) für seinen Roman »Maurice mit Huhn« mit dem französischen Prix Femina étranger ausgezeichnet worden war. Der anschließende Empfang bot Gelegenheit, wieder einmal original Schweizer Wein zu trinken und den Ort der Veranstaltung in Ruhe zu erkunden. Beim Flanieren durch die Empfangsräume war die Erinnerung an meine »Brachland«-Lektüre ständig präsent: dort hatte ich ja erstmals davon erfahren, dass dieses Gesandtschaftsgebäude als »das einzige unzerstörte Haus in einem weiten Trümmerfeld« den Krieg überstanden hatte. Von den anderen Gästen des Abends kannte ich niemanden und ich erwartete auch nicht, mir bekannte Personen zu treffen – bis mir plötzlich Christoph Geiser gegenüberstand. Die Überraschung war auf beiden Seiten groß, aber wir fanden sehr schnell dazu, unser Gespräch aus vergangenen Zeiten einfach fortzusetzen. Geiser lebte jetzt wechselweise in Berlin und Bern. Offenbar in gesicherten finanziellen Verhältnissen, wie es der Beginn seines 2013 erschienenen Buches »Schöne Bescherung« in gelungener selbstironischer Distanz beschreibt: »Läden sind nicht nur zum Einkaufen da. Seit wir uns eingerichtet haben in Berlin, seit wir

vermögend sind, guter Kunde womöglich, von Beruf Erbe – kein armer Poet mehr, nein Dichter a. D., literarisch totgesagt folglich –, seit, meine ich, unsere potentielle Kaufkraft wirtschaftlich relevant ist, wir mithin ernst zu nehmen sind als nutzbringendes Glied der Gemeinschaft, bleiben wir auf unseren rituellen Gängen regelmässig vor den Auslagen in den Schaufenstern der Geschäfte stehen. Im Grunde egal welcher.« Zusammen mit seinem Bruder und Miterben hat Christoph Geiser eine Stiftung gegründet, die u. a. Forschungen zu in Vergessenheit geratenen Autoren finanziert. Und der Zufall, der uns in der Schweizer Botschaft zusammengeführt hatte, tat noch ein Übriges: das zu diesem Zeitpunkt aktuellstes Projekt der Stiftung waren Forschungen zu Ossip Kalenter (mit bürgerlichem Namen Johannes Burkhardt), und dieser war bis zu dessen Tod der engste Freund Heinrich Wiegands gewesen, über den ich zu dieser Zeit gerade eine Monographie erarbeitete. Es ergaben sich neue Überschneidungen unserer Interessen zu den alten hinzu, so dass der ungeplant erneuerte Kontakt in der Folgezeit nicht wieder abbrach. Zu Höhepunkten für mich wurden ein Treffen mit ihm in seinem Stammlokal in »seinem Kiez« in Berlin-Charlottenburg und seine Teilnahme an unserer familiären Feier meines 80. Geburtstages im historischen Teil von Auerbachs Keller. Ohne dass ich ihn darum gebeten hätte, hielt er dort eine kleine Rede, die u. a. an die zeitgeschichtlichen Umstände unserer ersten Begegnungen in Bern und Leipzig zu Beginn der 1980er Jahre erinnerte: »Sie waren in Feindesland, Sie kamen aus Feindesland« – für meine Enkelinnen ein Bericht aus einer lange zurückliegenden und höchstens aus dem Geschichtsunterricht andeutungsweise bekannten Zeit.

Aufs Neue Günter Grass

An unserer ersten Konferenz zur Deutschschweizer Literatur im Jahre 1983 hatten, wie es Tradition war, auch Vertreter von Universitäten teilgenommen, mit denen die Leipziger Universität im Rahmen von Freundschaftsverträgen besondere Beziehungen unterhielt. Von unserer polnischen Partneruniversität Wrocław hatten wir Professor Norbert Honsza eingeladen, der sich mit einem Beitrag »Zum Traditionsproblem in der schweizerischen Gegenwartsliteratur« an der Debatte beteiligte. Wir kannten uns schon länger, da auch er sich als germanistischer Literaturwissenschaftler auf westdeutsche Literatur spezialisiert hatte. So kam es, dass er mich seinerseits vier Jahre später zu einer Tagung nach Polen einlud, die von der Universität Wrocław im Mai 1987 in einem Ferienhaus in Karpacz veranstaltet wurde. Es war eine sehr besondere Veranstaltung, wie sie in der DDR damals nicht hätte stattfinden können: vier Tage lang beschäftigte sich ein überschaubarer Kreis von polnischen und westdeutschen Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern aus Anlass des 60. Geburtstages von Günter Grass mit dessen Werk (ich war der einzige Teilnehmer aus dem »Drittland« DDR) – und der Autor selbst war, begleitet von seiner Frau Ute, die ganze Zeit über mit dabei! – für mich die erste Wiederbegegnung mit ihm nach genau 25 Jahren.

Es war eine wissenschaftliche Tagung, aber es war – schon durch den Tagungsort vorbestimmt – auch ein Erholungsaufenthalt in schöner Umgebung, touristische Attraktionen eingeschlossen. Umso froher war ich, dass Christine, die 1986 wieder nach Leipzig rückübersiedelt war, hatte mitfahren können, so dass wir diese Tage gemeinsam genießen konnten. Höhepunkt des touristischen Teils war eine Busfahrt nach Agnetendorf zum Haus von Gerhart Hauptmann. Unterwegs kam Grass darauf zu sprechen, wie wir uns 1961 in Leipzig kennengelernt hatten. Er erinnerte sich noch detailreich an unseren gemeinsamen Gang durch die Stadt, aber woran er sich dabei erinnerte, unterschied sich sehr von dem, was ich im Gedächtnis bewahrt hatte. Uns sei auf der Straße zuerst ein, dann noch ein zweiter und schließlich ein dritter betrunkenen Volkspolizist begegnet, ich aber hätte zu ihm gesagt, dies sei nicht typisch. Geklärt werden konnte die Differenz unserer Erinnerung (bei mir war ja die Episode mit den seltenen Pkw auf der Straße haften geblieben) nicht, aber den Lacherfolg bei den in der Nähe Sitzenden hatte

natürlich Günter Grass. Unfreundlich gemeint war das Ganze von ihm allerdings nicht, es war die Freude an der Anekdote, die er sich nicht entgehen ließ, und das wiederum war charakteristisch für die entspannte Atmosphäre, in der jene Tage im polnischen Riesengebirge verliefen. Am Abend des Ausflugs nach Agnetendorf schenkte er uns, da er gemerkt hatte, dass ich ihn noch nicht besaß, seinen 1986 erschienenen Roman »Die Rätin« mit der Widmung: »Für Klaus und Christine P.! Günter Grass am 21.5.87 im Riesengebirge«. Auch scheint mein Konferenzbeitrag (ich hatte unter dem Titel »Die Blechtrommel in der Literaturgeschichte« über die Gründe für ihren Welterfolg nachgedacht) ihm nicht missfallen zu haben. Als Professor Mayer nach 1990 mehrfach wieder nach Leipzig kam und seine ehemaligen Schüler dann mitunter zum Essen einlud, bemerkte er einmal, Grass habe sich ihm gegenüber in diesem Sinne geäußert. Es war jedenfalls für mich eine glückliche Konstellation gewesen, dank meiner persönlichen Bekanntschaft mit Norbert Honsza als einziger DDR-Germanist an diesem Treffen von Grass-Spezialisten in Karpacz teilnehmen zu können. Jedoch war ich in diesen Tagen als solcher auch einmal in eine etwas schwierige Situation geraten. Grass und seine Frau wurden von einem kleinen Fernsteam des Senders Freies Berlin begleitet, das mit Blick auf seinen im Herbst bevorstehenden 60. Geburtstag die Atmosphäre der Konferenz und die Szenerie im Riesengebirge für einen Film über ihn nutzen wollte. Der Chef des Teams sprach mich gelegentlich an, ob er ein kurzes Interview mit mir machen könne, und brachte mich damit als Dienstreisenden aus der DDR in einige Verlegenheit. Einerseits war mir natürlich klar, dass dies zuhause nicht wohlwollend aufgenommen worden wäre, und ich wusste in diesem Moment ja auch nicht, mit welchen Fragen ich konfrontiert und wie mit meinen Antworten umgegangen werden würde. Andererseits wollte ich aber nicht das Bild des sich dem öffentlichen Disput entziehenden ängstlichen DDR-Bürgers bedienen und machte deshalb den Vorschlag, er solle doch lieber ein Dreiergespräch mit dem polnischen Veranstalter, einem Grass-Forscher aus der BRD und mir führen. Dies geschah dann auch so und brachte vor allem unsere gemeinsame Freude und Genugtuung als Literaturwissenschaftler zum Ausdruck, dass der berühmte Autor bereit gewesen war, sich interessiert und ohne jedes Stargehabe an dieser mehrtägigen Debatte über sein Werk zu beteiligen.

Nach der erneuten Begegnung mit Günter Grass in Karpacz sollte es diesmal nicht wieder eine längere Pause bis zu dem darauf folgenden Treffen geben: Es stand, was ich zuvor allerdings nicht gewusst hatte, bereits fest, dass er wenige Wochen später als Gast des Reclam Verlages nach Leipzig kommen würde. Ich erfuhr es, da er mich bat, Hans Marquardt etwas von ihm auszurichten, was die bevorstehende Reise in die DDR betraf. Offensichtlich hatte jener einen Besuch von Grass und seiner Frau Ute, die dort aufgewachsen war, auf der berühmten Ferieninsel Hiddensee in Aussicht gestellt. Beide wollten dort aber unbedingt mit dem normalen Linienschiff ankommen (und nicht wie hohe Funktionäre oder Staatsgäste mit einem Extraboot). Dafür zu sorgen, sollte ich in ihrem Namen den Verleger bitten. Am 10. Juni 1987 las Günter Grass dann im Gohliser Schlösschen aus seiner 1984 als erster Titel von ihm bei Reclam erschienenen Erzählung »Das Treffen in Telgte«, dazu eine bewegende längere lyrische Passage aus seinem neuen Roman »Die Rätin«. Es war die Stelle, wo das Erzähler-Ich träumt, von der Erde Abschied nehmen zu müssen, weil deren atomare Vernichtung unmittelbar bevorsteht. Damit kam die Lesung in der Gegenwart der 1980er Jahre an, die schon Hans Marquardt in seiner Einführung beschworen hatte, indem er davon sprach, nicht mehr mit alter Unbekümmertheit durch »unser schönes Land« fahren zu können, weil er die Anwesenheit der neu in beiden deutschen Staaten stationierten Atomraketen als ständige Bedrohung empfand. Grass' Einsatz für Abrüstungsgespräche zwischen West und Ost, seine Beteiligung an der von Stephan Hermlin 1981 organisierten »Berliner Begegnung zur Friedensförderung« und die von ihm 1983 in Westberlin ermöglichte »Zweite Berliner Begegnung« hatten zu einer Wende in der Haltung der Kulturpolitik der DDR ihm gegenüber geführt und sowohl das Erscheinen erster Bücher von ihm in der DDR als auch seine Einladung zu einer Lesung nach Leipzig ermöglicht. Die DDR-Nachrichtenagentur ADN veröffentlichte über diese Veranstaltung eine im »Neuen Deutschland« abgedruckte Meldung, aus der hervorgeht, welcher politisch-kulturpolitische Akzent mit ihr verbunden werden sollte. Es hieß dort in der Diktion eines diplomatischen Kommuniqués: »Aus seiner Meisternovelle »Das Treffen in Telgte« las am Mittwoch im Gohliser Schlößchen zu Leipzig als Gast des messestädtischen Reclam-Verlages der Romanautor, Lyriker und Dramatiker Günter Grass (BRD). [...] Die 1970 entstandene Erzählung edierte Reclam vor drei Jahren in seiner Universal-Bibliothek. Für den vom

Wunsch nach Frieden durchdrungenen Vortrag dankte das Publikum, darunter der Stellvertreter des Ministers für Kultur der DDR Klaus Höpcke, mit lang anhaltendem Beifall.« Trotzdem bestand das Misstrauen der Parteibürokratie gegenüber dem engagierten Sozialdemokraten Günter Grass, dieser könne seinen Aufenthalt in Leipzig zu provozierender Kritik an den hiesigen Verhältnissen nutzen, auch weiterhin. Eine wirklich öffentliche Diskussion mit ihm war nicht erwünscht. So fand nach dem abendlichen Treffen im Hause Marquardt am folgenden Vormittag im Institut für Literatur »Johannes R. Becher« nur eine interne Gesprächsveranstaltung mit ausgewählten Gästen aus dem Kulturbereich statt. Diese verlief als Meinungs austausch unter Literaturfreunden, von Peter Gosse einfühlend moderiert, in einer freundlich-ausgeglichenen Atmosphäre. Anschließend lud der Leipziger Schriftstellerverband Günter Grass noch zum Mittagessen ins Hotel Astoria ein. Grass war gut gelaunt, suchte nach einem typisch sächsischen Gericht und zeichnete zum Schluss etwas ins Gästebuch. Beim Verabschieden gab er mir seine Westberliner Telefonnummer: wenn ich einmal dorthin käme, solle ich ihn anrufen. (Versucht habe ich dies tatsächlich, als ich im Sommer 1989 kurz vor Abschluss unserer Schweizer Literaturgeschichte einige Studententage in der dortigen Staatsbibliothek verbringen konnte, – er war zu diesem Zeitpunkt aber nicht zu erreichen.) Wie verkrampft im Jahr 1987 der Umgang mit Günter Grass letztlich immer noch gewesen ist, hat Christine erleben müssen. Sie war zu dieser Zeit wissenschaftliche Mitarbeiterin des Gewandhausdirektors, und auf dem Programm für Grass und seine Frau stand auch eine Besichtigung des 1981 eröffneten Neuen Gewandhauses am Karl-Marx-Platz. Weil sie das Ehepaar Grass aus Karpacz persönlich kannte und auch am Abend bei Marquardts mit eingeladen gewesen war, hielt sie es für selbstverständlich, dass sie an dieser Führung beteiligt werden würde. Dies geschah aber nicht, da ihr Name als Parteilose auf der Liste der für derartige Begegnungen vorgesehenen Kader fehlte.

Drei Jahre später, als es zum nächsten Treffen mit Günter Grass kam, spielten Probleme dieser Art zum Glück keine Rolle mehr: am 21. Februar 1990 erschien er völlig überraschend im 11. Stock des Universitätshochhauses, wo die Germanisten beheimatet waren, und ich war derjenige, den er kannte und auf den er deshalb zuerst zuing. Dass es dazu kam, war auch dem Zufall zu verdanken. Es war Mittwochmittag, Präsenzzeit für alle Mitarbeiter, ein Zeitpunkt, den Grass aber wohl nicht

mit Bedacht gewählt, sondern der sich so ergeben hatte. Aus seinem 2009 unter dem Titel »Unterwegs von Deutschland nach Deutschland« veröffentlichten Tagebuch 1990 geht hervor, weshalb er sich zu dieser Zeit in Leipzig aufhielt. Er war am Vortag hier angereist, um am Parteitag der DDR-SPD teilzunehmen, der ab 23. Februar in der Agra-Halle Markleeberg stattfand. Er wohnte im Pfarrhaus der Nikolai-Kirche als Gast von Pfarrer Führer und konnte sich an diesem Mittwochvormittag frei von Verpflichtungen in Leipzig umsehen. Im Tagebuch heißt es – zuerst über einen Besuch im Bachmuseum und in der Thomaskirche: »Als einziger Besucher über Dokumente gebeugt, die in korrekter Schrift den Haushälter Bach erkennen lassen. In der Kirche eine Ausstellung mit Schautafel, der abzulesen war, wer hier alles getauft wurde. Bebel wurde getraut.« Von dort aus zog es ihn weiter in Richtung Gewandhaus (»Masur ist auf Konzertreise.«) und schließlich zum Universitätshochhaus: »Im Hochhaus der Karl-Marx-Universität fahre ich bis zum zehnten Stock, weil der Aufzug im elften, wie man mir sagte, nicht halten würde. Darauf das Gespräch mit den Germanisten, zu dem später Studenten kamen. Man leidet unter dem Komplex: »Wir haben nichts gemacht. Der Turm ist Turm geblieben, abgehoben vom Volk, das auf der Straße war«. Ich versuchte, gegen die latente Resignation anzureden. Pezold, der Hans Mayers Assistent gewesen ist, als ich 1961 zum ersten und letzten Mal die Universität und dort aus der »Blechtrummel« las und Grüße vom ausgebürgerten Johnson den Studenten übermittelte, lud mich zum Mittagessen ein. Zuvor wurde für den Nachmittag des 26. Februar (Rosenmontag) eine Lesung, »Plebejer«, verabredet.« Diese Lesung, für die Günter Grass kein Honorar verlangte, fand wie geplant an jenem Montag um 16 Uhr im Hörsaalgebäude statt. Wir hatten neben dem vorgesehenen Raum noch einen zweiten mit Übertragungsmöglichkeit gebucht, um bei einem starken Andrang niemand abweisen zu müssen. Doch nicht einmal der erste Hörsaal wurde ganz voll – »weil zu wenig erworben wurde«, heißt es bei Grass im Tagebuch. Sein Ärger darüber ist verständlich, war er doch extra für die Lesung aus Berlin noch einmal nach Leipzig gekommen. Doch glaube ich nicht, dass mangelnde Information der Studenten (wir hatten getan, was wir tun konnten) der entscheidende Grund für diese mich damals auch sehr verwundernde Situation gewesen ist. Sondern – dies war mir schon bei seinem überraschenden Erscheinen im Universitätshochhaus aufgefallen –, was ein Jahr früher als eine Sensation wahrgenommen worden wäre, wurde nun

von den Jüngeren eher als ein Angebot unter vielen aufgefasst, für das man sich interessieren konnte oder nicht. Zum Glück fand wenigstens das Buchgeschenk, das ich als kleines Dankeszeichen anstatt des sonst üblichen Honorars am Schluss der Veranstaltung überreichte, sein Interesse: es war eine 1988 im Auftrag des Rates des Bezirkes herausgegebene Dokumentation »Juden in Leipzig«, von der er sich später noch weitere Exemplare erbat. Nach der Veranstaltung saßen ein Kollege mit seiner Frau und ich (Christine war verreist) noch im Haus der Wissenschaftler mit ihm zusammen, dort, wo er 1961 am Abend nach seiner Lesung aus der »Blechtrommel« Gast Hans Mayers gewesen war. Hier konnte man ihm nichts mehr von seinem Ärger anmerken. Er brillierte als Anekdotenerzähler (diesmal vor allem über seine Situation als Gast in einem Pfarrhaus) und zeigte sich sehr interessiert, mit möglichst vielen in unserer Nähe Sitzenden ins Gespräch zu kommen. Es war faszinierend, welche Energie der Zweiundsechzigjährige ausstrahlte, obwohl er in diesen Tagen ein extrem anstrengendes Programm absolviert hatte.

Fünf Tage zuvor, als wir zu zweit vom Universitätshochhaus zum Mittagessen ins Hotel Astoria gegangen waren (ich hatte diesen Ort spontan in Erinnerung an 1987 gewählt), war das Gespräch intimer und für mich existentieller gewesen. 2009, beim Lesen seines Tagebuchs 1990, fühlte ich mich wie ertappt durch die kurze Formulierung meines damaligen Dilemmas: »Bei Tisch erzählte er mir dann zögernd von seiner langsamen Distanzierung von der SED. Erst als die Partei nicht bereit war, sich aufzulösen, trat er aus.« Ich hatte Ende Januar mein Parteidokument zurückgegeben und der letzte Anstoß dazu hing tatsächlich mit der von Grass benannten Frage zusammen. Eine befreundete Kollegin (Christel Hartinger) hatte damals eine Erklärung verfasst und auch mir zur Unterschrift vorgelegt, in der für eine wirkliche Erneuerung die Auflösung der alten und die Neugründung einer von vornherein anderen, demokratischen Prinzipien verpflichteten sozialistischen Partei gefordert wurde. Weder sie noch ich war damals in der Lage zu überblicken, welche Konsequenzen juristischer Art dieses Verfahren gehabt hätte, deren sich natürlich ein Gregor Gysi sehr wohl bewusst gewesen ist, als er vor diesem Weg warnte. Andererseits hatte ich Ende 1989, Anfang 1990 einige damals in Leipzig stattfindende Basisversammlungen von Parteimitgliedern besucht, in denen über Situation und Perspektive der SED/PDS diskutiert wurde, und mir waren dabei Töne aufgefallen, die mich an einem grundsätzlichen Erneuerungswillen

zweifeln ließen. Dies war der eigentliche Grund für meinen Austritt, die von Christel Hartinger formulierte Alternative hatte diese Bedenken nur auf eine griffige Formel gebracht. In der Folgezeit fühlte ich mich, beeindruckt von der Entwicklung der Partei mit Gregor Gysi, den ich im Dezember 1992 auch einmal auf einer Veranstaltung live erlebt hatte, als kritischer Sympathisant der PDS, ohne allerdings das Bedürfnis zu empfinden, noch einmal die Belastungen einer Parteimitgliedschaft auf mich zu nehmen.

Als ich Günter Grass das nächste Mal begegnete, hatte ich meine Form des gesellschaftlichen Engagements unter den neuen Verhältnissen gefunden. Dass dies gelang, verdankte ich vor allem einer zuvor nicht planbaren Konstellation, die mich im Frühjahr 1993 zur rechten Zeit an den rechten Ort geführt hat, wo ich den richtigen Partner für diesen Neuanfang finden konnte. Ende August 1992 war ich auf eigenen Antrag aus dem sächsischen Hochschuldienst ausgeschieden und hatte von der zu diesem Zeitpunkt noch geltenden Altersübergangsregelung für über 55-Jährige Gebrauch gemacht. Dies taten auf ähnliche Weise auch andere befreundete Kollegen, zu sechst bildeten wir im September 1992 einen Freundeskreis (Gründungsmitglieder waren Werner Schubert, Alfred Klein, Günter Mieth, Günter Albus, Dieter Pilling und ich), der uns einmal im Monat die Gelegenheit bot, uns gegenseitig aus entstehenden wissenschaftlichen Arbeiten vorzulesen und über Gott und die Welt zu debattieren. Dieser Kreis war rein privat, wir hatten uns bei seiner Gründung dagegen entschieden, uns irgendeiner Organisation anzuschließen (ich hatte die Urania-Gesellschaft als eventuelle Möglichkeit dafür ins Gespräch gebracht). Anfang 1993 wurden dann jedoch einige von uns darauf angesprochen, ob sie sich an einer Gedenkveranstaltung »60 Jahre faschistische Bücherverbrennung« beteiligen wollten, die von der Landtagsfraktion der PDS in Sachsen gemeinsam mit einem in Leipzig entstandenen Rosa-Luxemburg-Verein vorbereitet würde. Alfred Klein, der dann in Dresden das Hauptreferat übernahm, und ich waren interessiert und kamen so in Kontakt mit jener von ehemaligen KMU-Professoren gesellschaftswissenschaftlicher Disziplinen (unter ihnen die Historiker Walter Markov und Manfred Kossok sowie der Philosoph Helmut Seidel) gegründeten Vereinigung. Arbeitsprinzip des Rosa-Luxemburg-Vereins waren regelmäßig tagende disziplinäre Arbeitskreise (Philosophischer AK, Wirtschaftswissenschaftlicher AK, Politikwissenschaftlicher AK, Rohrbacher Kreis), ergänzt durch

größere Veranstaltungen, in den 1990er Jahren vor allem die nach ihrem inzwischen verstorbenen Mitbegründer benannten Walter-Markov-Kolloquien. Der damalige Vereinsvorsitzende Manfred Neuhaus, dem ich mich seitdem in einer festen Arbeitsfreundschaft verbunden fühle, zeigte sich in Gesprächen mit uns sehr interessiert an einer Mitwirkung von Literaturwissenschaftlern auch über den konkreten Anlass hinaus. Er bot uns die Möglichkeit an, das wissenschaftliche Spektrum des Vereins um einen Literaturhistorischen Arbeitskreis zu erweitern. Im Dezember 1993 fand dessen Gründungsveranstaltung statt. Wir hatten dazu uns aus der Arbeit an der Universität bekannte Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler verschiedener philologischer Disziplinen eingeladen. Gekommen waren allerdings nur Germanisten und Slawisten, so dass das Programm des Arbeitskreises bis auf seltene Ausnahmen auf die in deutscher und die in russischer Sprache verfasste Literatur beschränkt blieb. Unsere Zugehörigkeit zum Rosa-Luxemburg-Verein, der später zur Rosa-Luxemburg-Stiftung wurde, eröffnete uns neben der weiter betriebenen Selbstverständigung in unserem privaten Freundeskreis Möglichkeiten zu öffentlichem Wirken. Einerseits durch regelmäßige Vortragsveranstaltungen, die ab 1996 im damals neu eröffneten Haus des Buches stattfanden, andererseits durch die Herausgabe einer Reihe »Texte zur Literatur«, worauf in anderem Zusammenhang noch einzugehen sein wird. Vor allem aber – und damit komme ich wieder zu Günter Grass zurück – ergab sich durch die Vermittlung von Manfred Neuhaus auch ein Kontakt zu der linken Zweiwochenzeitung »Leipzigs Neue«. Diese war 1993 von einer Gruppe Leipziger Journalistinnen und Journalisten gegründet worden, basierte auf ehrenamtlicher Mitarbeit der für sie Schreibenden und bot dafür Raum und Freiraum für deren Ansichten und Argumente.

Mein erster Beitrag in »Leipzigs Neue« erschien am 21. September 1995 unter der Überschrift »Ein weites, doch fruchtbares Feld. Der neue Roman von Günter Grass widersteht allen Verrissen« und war dem frisch erschienenen Roman »Ein weites Feld« gewidmet. Ich hatte das Buch in einem Zug mit wachsender Begeisterung gelesen und stand damit quer zu den Urteilen, die noch vor dem offiziellen Erscheinen des Romans in einflussreichen Medien verkündet worden waren. Vor allem Marcel Reich-Ranicki war mit wütender Aggressivität über Buch und Autor hergefallen – sowohl in seiner damals äußerst populären Fernsehsendung »Das literarische Quartett« als auch im »Spiegel« vom 21. Au-

gust, auf dessen Coverbild das Verreißen optisch als Zerreißen des (doch ziemlich dicken) Buches vorgeführt wurde. Dies alles erinnerte mich an eine Situation, die fast zwanzig Jahre zurücklag. Damals, 1976, hatte Reich-Ranicki seiner Rezension des Romans »Jenseits der Liebe« von Martin Walser in der »Frankfurter Allgemeinen Zeitung« den Titel »Jenseits der Literatur« gegeben und apodiktisch verkündet, es lohne »sich nicht, auch nur ein Kapitel, auch nur eine einzige Zeile dieses Buches zu lesen«. Grund für diese radikale Ablehnung war Walsers damalige Zusammenarbeit mit Kommunisten, die Ranicki als »flinke« Anpassung an eine »Mode vieler bundesdeutscher Intellektueller« diffamierte und als Versuch, den Verlust künstlerischer Produktivität zu überspielen: »Wenn es mit dem Dichten nicht weiter gehen will, ist hierzulande die Barrikade des Klassenkampfes ein attraktiver und meist auch gemütlicher Aufenthaltsort, auf jeden Fall aber eine dekorative Kulisse.« Bei Grass ging es dem Kritiker zehn Jahre später natürlich nicht um den gleichen Vorwurf, aber wieder um eine nicht zu dulddende Abweichung vom Mainstream des bundesrepublikanischen Selbstverständnisses. Es ging diesmal um Grass' Kritik an der Art der deutschen Wiedervereinigung als »Anschluss, der Beitritt genannt wurde«, um seinen Einsatz für die Interessen des Ostens und seine Weigerung, die DDR pauschal zu verteufeln, all das, was seine politischen Aktivitäten seit 1990 geprägt und nun in unübersehbarer Weise Eingang in den Roman »Ein weites Feld« gefunden hatte. Die Grundkonstellation war jedoch dieselbe: ein politisch motivierter Ärger, der sich jetzt – wie zuvor im Fall Walser – ästhetisch verbrämt am literarischen Werk ausließ, indem er dieses als »unlesbar« und schlechthin »wertlos« diffamierte. Zum Glück hatte ich wenige Monate später die Genugtuung, miterleben zu können, wie sich das literarisch interessierte Publikum Leipzigs in dieser kontroversen Situation bewährte. Am 24. November 1995 drängten an die 750 Leserinnen und Leser in die Räume der Stadtbibliothek, um Günter Grass aus seinem neuen Roman lesen zu hören. Die Resonanz auf die vorgetragenen Passagen wie die Schilderung einer deutsch-deutschen Hochzeit unmittelbar nach der Währungsunion war überwältigend, der Beifall am Ende der Veranstaltung groß und andauernd. Die Zuhörer hatten sich durch die Verrisse in einflussreichen Medien nicht um ein literarisches Vergnügen erster Klasse bringen lassen. Für Christine und mich brachte der Abend zudem noch eine sehr angenehme persönliche Wiederbegegnung mit Günter Grass. Am Ende

gingen wir nach vorn, um ihn zu begrüßen und ihm zum Erfolg des Abends zu gratulieren, und er forderte uns auf, zu einer kleinen Nachfeier ins Mövenpick-Restaurant am Naschmarkt mitzukommen. (Die Schweizer Restaurantkette hatte sich als erste nach der Wende in der Leipziger Innenstadt angesiedelt und einen vielseitigen gastronomischen Komplex aus Selbstbedienungsteil, Restaurant und Irish Pub geschaffen, der sich großer Beliebtheit erfreute. Bei der Gestaltung des Restaurants waren sehr geschickt Bezüge zur Geschichte Leipzigs – vom Musikleben bis zur Entwicklung der Arbeiterbewegung im 19. Jahrhundert – hergestellt worden.)

Die große Resonanz, die die Lesung von Günter Grass aus seinem Roman »Ein weites Feld« beim Leipziger Publikum gefunden hatte, war mir noch ganz gegenwärtig, als ich im Herbst 1997 für »Leipzigs Neue« einen Artikel zu seinem 70. Geburtstag zu schreiben begann. Mir kam daher die Idee, bei der Würdigung des Jubilars von der Erinnerung daran auszugehen und diese mit einem Blick zurück auf seine früheren Auftritte hier und deren jeweilige Umstände zu verbinden. Mein Beitrag erhielt die Überschrift: »Günter Grass zum Siebzigsten. Versuch einer Leipziger Bilanz«. Zusammen mit einer persönlichen Gratulation von Christine und mir schickten wir den Artikel dem Autor nach Lübeck. Eine Antwort hatte ich nicht erwartet. Doch kam Ende Januar 1998 ein Brief von Günter Grass, in dem es hieß: »erst jetzt, nachdem meine Geburtstagspostberge durch weiterhin anflutende Post nur in geraumer Zeit abzutragen waren, komme ich dazu, Ihnen und Ihrer Frau für Ihren Geburtstagsbrief und für den in Leipzig erschienenen Artikel zu danken, der für mich aus mehreren Gründen von Gewicht ist. Zum einen erkenne ich mich – was nicht oft passiert – in diesem Artikel wieder, zum anderen entwirft er ein Zeitbild, in dem genutzte und ungenutzte Gelegenheiten miteinander konkurrieren, in dem von 1961 an bis zu den jüngsten Anlässen ein Bogen geschlagen wird und in dem sich auch Ihre eigene Entwicklung in aufklärender Offenheit spiegelt.« Gegen Ende des Artikels hatte ich, die »Leipziger« Erfahrungen mit Günter Grass bilanzierend, geschrieben: »Günter Grass ist – ob man seine Bücher liest oder mit ihm persönlich zusammentrifft – stets ein großartiger Gesprächspartner. Auch und gerade für unsereinen, der früher einmal geglaubt hat, ihm an historischer Einsicht manches vorauszuhaben. Dass in Wahrheit er an entscheidenden Punkten gegenüber unseren Illusionen recht hatte, verführt ihn heute nicht zu Rechthaberei. Seine Haltung erleichtert es

vielmehr, sich kritisch mit den eigenen Irrtümern auseinander zu setzen, ohne dabei das Gefühl zu bekommen, ihretwegen in der Gegenwart passiv bleiben zu müssen. Nicht zuletzt dafür gebührt ihm besonderer Dank.« Dies war sehr persönlich gemeint gewesen, betraf in besonderem Maße gerade auch mein Verhältnis zu ihm.

In seinem Brief vom 27. Januar 1998 hatte Grass darauf hingewiesen, dass demnächst kein Leipzig-Besuch von ihm in Aussicht stünde, gleichzeitig aber über andere Pläne »im nicht allzu fernen Magdeburg« informiert: »Dort werde ich – um die rot-grüne Koalition im Landtagswahlkampf und darüber hinaus im Hinblick auf Bonn (und Berlin) zu unterstützen wieder einmal – und nun doch ein wenig müde geworden – voraussichtlich am 20. März eine Wahlrede nach meinem Gusto halten. Außer mir werden Höppner und Tschiche sprechen. Vielleicht haben Sie Lust, dabei zu sein. Es wird voll werden, notfalls können Sie meinen Brief als Eintrittskarte benutzen.« Leider klappte es bei mir mit dem Märztermin nicht. Zum Glück aber blieb die Magdeburger Veranstaltung nicht die einzige Aktivität dieser Art von Grass im Bundeswahlkampf 1998, die in erreichbarer Nähe zu Leipzig stattfand. Am 3. September war er als Gast einer – wie er es sich gewünscht hatte – gemeinsamen Veranstaltung von SPD und Grünen in Jena angekündigt. Ich erfuhr es von meinem Freund Günter Mieth, dessen Sohn damals Sprecher der dortigen Grünen gewesen ist, und bekam auf diesem Weg auch eine reguläre Eintrittskarte. Voll war es hier ebenfalls. Aber in dem Hotel, in dem der Abend stattfand, konnte man den vorgesehenen Raum noch erweitern. Ich war froh, Günter Grass auch einmal auf diesem Parkett erleben zu können. Er war natürlich der Stargast und der erfahrene Ältere, der den jungen Vertretern der einladenden Parteien mit freundlichem Nachdruck seine Erfahrungen vermittelte. Obwohl er 1993 aus der SPD wegen deren Zustimmung zur der vom Koalitionspartner CDU/CSU betriebenen Änderung des Asylparagrafen ausgetreten war, fühlte er sich von seiner Grundeinstellung her wohl nach wie vor als Sozialdemokrat. Er hoffte nun auf neue, bessere Möglichkeiten, die ein Regierungskoalition mit Bündnis 90 / Die Grünen bringen würde, nicht zuletzt, da diese 1993 gegründete neue Partei als ein seltenes Beispiel einer ostwestdeutschen Vereinigung auf Augenhöhe gelten konnte. Vor Beginn der Veranstaltung hatte ich Grass kurz guten Abend sagen können, nach ihrem Schluss musste ich mich beeilen, noch den letzten Zug nach Leipzig zu erreichen. (Meine Ankunft dort nach Mitternacht gab mir

Gelegenheit, erstmals das neue Nachtbus-System der Messestadt auszuprobieren – es blieb dann zugleich das einzige Mal, dass ich davon profitiert habe.)

Anfang 1999 stieß ich zufällig auf eine Information, die mir bis dahin entgangen war. Dass nämlich der Börsenverein des Deutschen Buchhandels jedermann die Möglichkeit einräumt, einen Kandidaten für den jährlich zu verleihenden Friedenspreis vorzuschlagen. Aus mehreren Gründen schien mir Günter Grass gerade für den des Jahres 1999 der bestmögliche Kandidat zu sein. Außerdem wünschte ich sehr, dass er auf diese Weise nach den vielen Angriffen auf ihn nach dem Erscheinen von »Ein weites Feld« eine ihm gemäße öffentliche Anerkennung erhalten würde. Mit Datum vom 18. Januar schrieb ich deshalb einen Brief nach Frankfurt, der meine Gründe im Einzelnen vortrug und mit folgendem Satz endete: »Im Jahr 1999, sechzig Jahre nach dem Überfall Hitlerdeutschlands auf Polen, fünfzig Jahre nach dem staatlichen Vollzug der deutschen Spaltung und zehn Jahre nach dem demokratischen Aufbruch in der DDR scheint mir daher niemand für den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels empfehlenswerter als Günter Grass.« Die Antwort vom Sekretariat der Stiftung Friedenspreis kam umgehend und bestätigte die Aufnahme meines Vorschlags in die Liste, die der ab Februar beratenden Jury für den Friedenspreis vorgelegt werden würde. Über deren Beratungen, die streng vertraulich seien, könne man mich zwar nicht informieren: »Sollte aber Günter Grass in diesem Jahr zum Friedenspreisträger des Deutschen Buchhandels gewählt werden, werden wir Sie selbstverständlich kurz vor der offiziellen Bekanntgabe unterrichten.« Dies trat jedoch nicht ein, denn der Friedenspreis 1999 wurde nicht ihm, sondern dem deutsch-amerikanischen Historiker Fritz Stern verliehen. Über meine Initiative beim Börsenverein hatte ich Grass nicht informiert, das Ganze konnte also von mir in aller Stille ad acta gelegt werden.

Doch dann trat ein Ereignis ein, das jede Enttäuschung meinerseits über das Scheitern jenes Versuches in ihr Gegenteil verwandeln musste: am 30. September kam die Nachricht aus Stockholm, Günter Grass sei der neue Nobelpreisträger für Literatur. Am nächsten Tag konnte ich ihm schreiben: »das war gestern eine Freude! Meine Frau und ich haben den ganzen Abend vor dem Fernseher gegessen und eine Sonder-sendung nach der anderen gesehen. Wir gratulieren herzlich und beglückwünschen die Schwedische Akademie zu diesem guten Entschluss.«

Nun war es auch möglich, meinen gescheiterten Vorstoß in Frankfurt nachträglich zu erwähnen: »Mir hat diese Entscheidung noch eine besondere Genugtuung gebracht. Im Januar hatte ich von der dem Publikum eingeräumten Möglichkeit Gebrauch gemacht, beim Börsenverein in Frankfurt einen Vorschlag für den Friedenspreis einzureichen, und begründet, weshalb ich im Jahr 1999 keinen anderen als Sie für den geeigneten Preisträger ansehen kann. Dies hatte keinen Erfolg, aber nun ist es ja viel schöner gekommen.« Zehn Tage nach dem Absenden dieses Briefes erhielt ich einen Anruf aus Lübeck. Hans Wißkirchen, der Leiter des Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrums der Hansestadt, fragte an, ob ich Lust hätte, mich im Dezember an einem Kolloquium zu beteiligen, das zu Ehren des neuen Nobelpreisträgers im Rathaus zu Lübeck stattfinden sollte (es lässt sich zwar nicht mit letzter Sicherheit behaupten, aber ich nehme doch stark an, dass dieses Angebot auf Grass selbst zurückging, der bei dieser Veranstaltung auch eine Stimme aus dem Osten für notwendig hielt). Die Zusage fiel mir auf jeden Fall nicht schwer. Ich bat nur darum, im Hotel ein Doppelzimmer zu bekommen, damit Christine mitfahren könne. Wir beide waren noch nie in Lübeck gewesen, also literarisch doppelt interessiert: an der neuen Begegnung mit Grass und als intensive Leser Thomas Manns an einem endlich möglich werdenden Besuch im Buddenbrook-Haus. Die erste Dezemberhälfte war ich mit meinem Referat für Lübeck beschäftigt. Ich wollte – vom so erfreulichen Endpunkt her – das Wirken und die Kämpfe des Autors Günter Grass im zurückliegenden Jahrzehnt würdigen. Als Thema fiel mir eine Kombination seiner wichtigsten Titel der 1990er Jahre ein: »*Unkenrufe überm weiten Feld des Jahrhunderts*. Der Aufklärer Günter Grass in den 90er Jahren.« An deren Ende hatte allerdings ein Konflikt gestanden, bei dem ich der von Grass bezogenen Position nicht zuzustimmen vermochte. Er, der, wie ich in Jena miterleben konnte, seine Hoffnung auf eine Koalition von SPD und Grünen gesetzt hatte, war durch deren Entscheidung für ein militärisches Eingreifen in den Kosovo-Konflikt in eine schwierige Situation geraten. Nicht ohne innere Bedenken entschied er sich letztlich für eine Bejahung dieser Position. Zu diesem Zeitpunkt war sein Buch »Mein Jahrhundert« als Manuskript bereits abgeschlossen, bei »seinem Erscheinen jedoch«, heißt es in meinem Beitrag für das Lübecker Kolloquium, »gewann es im Zusammenhang mit den kontroversen Debatten um das Vorgehen der NATO zusätzlich an Aktualität. Die Leser mussten sich im Disput mit ihm ihrer eigenen Position

versichern, wobei – wohl vor allem im Osten – viele der Haltung, die Günter Grass in dieser Situation einnahm, zwar ihren Respekt erweisen, sie aber für sich selbst nicht nachvollziehen konnten. Sie lasen dann mit besonderer Aufmerksamkeit die in ›Mein Jahrhundert‹ zitierte Order Wilhelm II. an die nach China ausrückende Truppe: ›Öffnet der Kultur den Weg ein für allemal‹ und fühlten sich dabei in ihrer gegenwärtigen Skepsis gegenüber moralischer Rechtfertigung von Militärschlägen mit Bomben und Raketen bekräftigt.«

Das Kolloquium hatte am 18. Dezember 11 Uhr im großen Saal des historischen Rathauses begonnen, mit meinem Referat war ich 14 Uhr 30 an der Reihe gewesen. Im Anschluss gab es ein Essen für die aktiv am Kolloquium Beteiligten in einem schönen Raum des Lübecker Ratskellers mit dem gut gelaunten Nobelpreisträger im Mittelpunkt. Damit, glaubten Christine und ich, sei das Feiern beendet. Im Hotel fanden wir jedoch einen Brief aus der Kieler Staatskanzlei vor, der noch zwei Einladungen für den kommenden Tag enthielt: für 16 Uhr zu einer öffentlichen Veranstaltung »Für Günter Grass« im Hörsaal einer Hochschule und für 20 Uhr zu einem Empfang der Ministerpräsidentin Heide Simonis in dem Alt-Lübecker Restaurant Schiffergesellschaft. Wir hatten also am Vormittag erst einmal Zeit, das Buddenbrook-Haus zu besichtigen, und konnten uns danach im Hotel etwas ausruhen, bevor wir am Nachmittag die Feier besuchten, die das Land Schleswig-Holstein für den so hoch geehrten Mitbürger veranstaltete. Heide Simonis, die erste Frau an der Spitze eines deutschen Bundeslandes, war an ihr aktiv beteiligt, sie äußerte sich nicht nur verbal zum Thema, sondern – was mir besonders in Erinnerung geblieben ist – sie tanzte auch mit dem Geehrten nach den Klängen einer Roma-Band auf dem schmalen Parkettstreifen zwischen den Sitzreihen und dem Podium. Beide zeigten sich als sehr gute Tänzer (Heide Simonis nahm später ja auch an einem Tanzwettbewerb im Fernsehen teil) und begeistert von der gespielten Musik (beide interessierten und engagierten sich für die Kultur der Sinti und Roma, 2013 erhielten sowohl Ute und Günter Grass als auch Heide Simonis den »Schleswig-Holsteinischen Meilenstein«, den Preis des Landesverbandes Deutscher Sinti und Roma). Der anschließende Empfang in der Schiffergesellschaft, dem ältesten Traditionsrestaurant der Stadt, mit einem spezifisch norddeutschen Büffet und einer das Gespräch fördernden Platzierung an großen runden Tischen war dann Feier pur und zugleich Gelegenheit zum zwanglosen Austausch von

Erlebnissen und Erfahrungen mit dem neuen Nobelpreisträger aus verschiedensten Zeiten und Perspektiven. Für mich ergab sich noch ein folgenreicher Kontakt zu dem Mann der Ministerpräsidentin Professor Udo E. Simonis. Ich hatte kurz zuvor in einem Artikel im »Neuen Deutschland« etwas von (oder über?) ihn gelesen und raffte mich (überraschender Weise) auf, an seinen Tisch zu gehen und ihn anzusprechen. Er war zu dieser Zeit am Wissenschaftskolleg Berlin tätig und zusammen u. a. mit Ernst Ulrich von Weizsäcker Herausgeber des in der Beck'schen Reihe erscheinenden Jahrbuchs Ökologie. Im Laufe unseres Gesprächs meinte er, er würde gern einmal einen Beitrag über das Verhältnis eines Schriftstellers zu dieser Problematik mit aufnehmen und ob ich nicht einen entsprechenden Aufsatz über Günter Grass schreiben wolle. Auftrag und Themenstellung überraschten mich, weckten aber mein Interesse, das Werk von Grass einmal unter einem von mir bis dahin weniger beachteten Aspekt neu zu betrachten. So kam es, dass im Jahrbuch Ökologie 2001 ein Artikel von mir erschienen ist, der den Titel trug »Lang wußt ich nicht, daß es noch Störche gibt« – Natur und Naturbedrohung bei Günter Grass«. Am Ende des schönen Abends sorgte Christine noch für einen anekdotischen Ausklang. An der Garderobe fiel Grass eine kleinere Münze aus der Hand, nach der er sich sofort bückte. Christines scherzhafte Frage, ob denn das Geld vom Nobelpreis etwa schon alle sei, beantwortete er schlagfertig mit: ja fast. Er hatte wohl viel davon bereits weitergegeben, unter anderem an die von ihm und seiner Frau Ute 1997 gegründeten »Stiftung zugunsten des Romavolks«.

Die nächste Begegnung mit Günter Grass kam wieder im Zusammenhang mit einem ihm gewidmeten wissenschaftlichen Kolloquium zustande. Die Einladung dazu erhielt ich 2001 von der Germanistin und Romanistin Dr. Marie Haller-Neumann, die zu dieser Zeit als freiberufliche Mitarbeiterin des »Instituts für Deutsch-Französische Zusammenarbeit in Europa« tätig war, das als eine eng mit der Europa-Universität Frankfurt-Oder verbundene Einrichtung der Länder Brandenburg und Berlin in Schloss Genshagen bei Berlin seinen Sitz hat. Die Günter Grass gewidmete dreitägige Tagung vom 18. bis 20. Mai wandte sich als Weiterbildungsveranstaltung an französische und polnische Deutschlehrer und schloss eine Lesung von Günter Grass sowie eine Veranstaltung mit Volker Schlöndorff zu dessen Blechtrommel-Verfilmung ein. Mehrere der Referenten waren – so wie ich – bereits zwei Jahre zuvor am Lübecker Kolloquium beteiligt gewesen.

Einige wiederholten hier ihr dort gehaltenes Referat. Auch ich konnte auf manches aus meinem für Lübeck geschriebenen Manuskript zurückgreifen, hatte aber die Schwerpunktsetzung meiner Darlegungen verändert. Während damals das Werk der 1990er Jahre im Mittelpunkt stand, bei dessen Betrachtung dann allerdings meine ›ostdeutsche‹ Perspektive eine wichtige Rolle gespielt hatte, ging es mir jetzt primär um die Reaktionen auf Person und Schaffen von Günter Grass im Osten nach und vor 1989. Der im Programm angegebene Titel meines Beitrags, mit dem ich am Sonntagvormittag an die Reihe kam, lautete: »Zur Grass-Rezeption in der DDR bzw. in den neuen Bundesländern«. Hierzu gehörte nun auch ein kritischer Rückblick auf den Umgang der DDR-Literaturwissenschaft mit dem Autor, bei dem ich mich selbst nicht ausnehmen konnte noch wollte. Dass ich damit die Grundlage für eine spätere umfassendere Publikation legen würde, konnte ich zu diesem Zeitpunkt allerdings nicht ahnen. Die Lesung von Günter Grass fand am ersten Tag zwischen Kaffeetrinken und Abendessen statt. Später saß man noch zusammen, auch Volker Schlöndorff, der den folgenden Abend gestalten würde, war schon mit da, und es war sehr anregend, den Erinnerungen der Beiden an die Entstehungszeit des Blechtrommel-Films zuzuhören. Professor Neuhaus aus Köln, der am nächsten Tag über die Danziger Trilogie sprechen würde, den ich seit der Tagung in Karpacz kannte und in Lübeck wiedergesehen hatte, war noch nicht angereist. So stellte ich eine Frage, die ich eigentlich ihm stellen wollte, am Tisch denjenigen, die ihn genauer kannten als ich. Ob nämlich seine Frau (oder Partnerin) noch ihre Galerie betreiben würde, in der, wie ich früher einmal gehört hatte, auch Graphiken von Günter Grass zu erwerben seien. Die Auskunft, die ich erhielt, machte meine Hoffnung, über Volker Neuhaus an ein Blatt von Grass kommen zu können, leider zunichte: beide hatten sich inzwischen getrennt. Doch hatte Grass das Gespräch offensichtlich mit halbem Ohr mitgehört und meinte danach, dafür könne auch er sorgen. Und wirklich, es verging zwar einige Zeit (im Sekretariat Grass hatte man wohl meine Adresse nicht gefunden), aber dann kam doch eine lange Pappröhre als Postsendung und in ihr befand sich eine große Lithographie, die Günter Grass für mich ausgesucht und signiert hatte: ein Butt mit, in ihn hineingeschrieben, einem mehrstrophigen Gedicht aus dem gleichnamigen Roman – die ideale Verschmelzung der Arbeit des Bild- und Wortkünstlers. Und diese Sendung erreichte mich zu allem Überfluss ungeplant gerade um den 30. Januar

2002 herum, so dass sie zu einem, ja zu *dem* Geschenk für mich zu meinem 65. Geburtstag wurde. (Mein Moskauer Kollege und Freund Wladimir Sedelnik, der mich aus langer Zeit gemeinsamer Arbeit kannte, hat sofort gespürt, was dieses Zusammentreffen für mich bedeutet haben musste.) Natürlich habe ich Günter Grass dafür schriftlich gedankt, ich bekam aber kurz darauf auch noch die Gelegenheit, dies mündlich zu wiederholen. Am 21. März 2002 fand in Zusammenhang mit der Leipziger Buchmesse erstmals die Verleihung des Deutschen Bücherpreises statt, den in der Kategorie »Lebenswerk« an diesem Abend Christa Wolf erhielt. Günter Grass, der für den Preis eine schwere Bronzeplastik, den »Bücher-Butt«, geschaffen hatte, war zu dieser (fürs Fernsehen aufgezeichneten) Veranstaltung nach Leipzig gekommen, um ihn der von ihm in jener für sie schwierigen Zeit solidarisch unterstützten Kollegin zu überreichen. So konnte ich ihn in der Pause ansprechen und ihm noch persönlich für »meinen« Butt danken. Einige Jahre später kamen Christine und ich dann endlich auf eine Idee, wie wir uns für die schöne und doppelt wertvolle Gabe auch ein wenig revanchieren könnten. Aus dem Nachlass meines Vaters besaßen wir eine Radierung des Leipziger Malers Ulrich Hachulla »Paar am Strand von Hiddensee«, von der wir annahmen, dass sie schon wegen dieser örtlichen Bindung für das Ehepaar Grass von Interesse sein könnte. Dass wir damit nicht ganz fehlgegangen waren, konnten wir aus der Reaktion von Günter Grass entnehmen. Er schrieb: »die wunderschöne Radierung mit dem Hiddensee-Motiv hat meine Frau und mich erfreut. Schon hängt sie gerahmt bei uns in Behlendorf, aber vielleicht nehmen wir sie auch im Sommer nach Moen mit, der dänischen Ostseeinsel, von dessen Klinten herab man bei klarer Sicht den Leuchtturm von Hiddensee sieht.« Gleich rahmen lassen hatten wir unseren Butt natürlich auch: er hing zuerst in meinem Arbeitszimmer im Rapunzelweg und nun beherrscht er bereits seit 15 Jahren die Graphikwand in unserem Esszimmer im Triftweg. Und ich kann nicht sagen, wie oft ich inzwischen schon mit Freude zu ihm hin geschaut habe.

Interesse an den graphischen Arbeiten von Günter Grass hatte ich auch, bevor er mir diese eine geschenkt hat, aber jenes ist seitdem noch um Einiges gewachsen. So war es eine glückliche Wendung für mich, dass ich zweimal, im Sommer 2003 und im Sommer 2005, gebeten wurde, im Kurhaus des Eisenmoorbades Bad Schmiedeberg zur Eröffnung einer Ausstellung von Grass-Graphiken zu sprechen. Die erste stand unter

dem Motto »Bin ich nun Zeichner oder Schreiber?«, die zweite umfasste den Zyklus von Illustrationen für die im Steidl Verlag herausgegebene Sammlung der Märchen Hans Christian Andersens. So hat mir Günter Grass auch den Anstoß zu einer kleinen Überschreitung der Grenzen meiner Disziplin gegeben!

Das Kolloquium in Genshagen, das zur Erfüllung meines Graphikwunsches Entscheidendes beigetragen hatte, erwies sich auch noch in anderer Hinsicht als von nachhaltiger Wirkung. Genauer: meine Entscheidung, mein Referat unter den Hauptaspekt der Grass-Rezeption in der DDR und danach in den neuen Bundesländern zu stellen. Anfang 2003 erhielt ich eine Anfrage von einem mir bis dahin nicht bekannten kleineren Leipziger Verlag, ob ich mich an der Herausgabe eines Sammelbandes beteiligen würde, der eben diesem Thema gewidmet sein sollte. Jener Miltzke Verlag war im Januar 1990 von einem ehemaligen Studenten und seiner Frau gegründet worden und hatte sich vor allem auf Schulbücher spezialisiert, verfolgte jedoch auch ein darüber hinausgehendes Programm. Der junge Verleger hatte sehr guten Kontakt zu Günter Grass' Verleger Gerhard Steidl, der für ihn offenbar Mentor und Förderer gewesen ist: als ich das erste Mal in den Verlag kam, fielen mir sofort die zahlreichen Grass-Graphiken auf, die in den Büroräumen an den Wänden hingen. Den Cheflektor Siegfried Kätzel, einen ehemaligen Philosophie-Dozenten, kannte ich noch von der Karl-Marx-Universität her. Wir hatten beide an dem dort 1985 aus Anlass des 100. Geburtstages des Philosophen veranstalteten Bloch-Kolloquium teilgenommen (er mit einem Beitrag über Ernst Blochs Verhältnis zu Sigmund Freud, ich mit einem zur Bedeutung Blochs für Martin Walser) – eine gute Basis für die folgende angenehme und fruchtbare Zusammenarbeit in Sachen Grass-Rezeption im Osten. Anfang April wurden die Vertragsbedingungen vereinbart. Mir fiel – neben der Hauptverantwortung für die Auswahl der Texte – das Verfassen von 30 Seiten Einleitung als Aufgabe zu, die ich dann auf der Grundlage meines Referates in Genshagen einigermaßen zügig zu schreiben im Stande war. Das Buch erschien noch im Jahr 2003 mit einem zusätzlichen Vorwort von Daniela Dahn, denn Miltzke wollte eine Vertreterin der in der Wendezeit hervorgetretenen jungen Generation einbeziehen, die zu Grass in einem produktiven Verhältnis stand. Obwohl der Verlag kaum im Stande war, Werbung für den Band zu machen, gab es auf ihn ein relativ großes publizistisches Echo – vom »Neuen Deutschland« bis zur »Neuen Zür-

cher Zeitung«. Besonders gefallen hat mir die Reaktion der sächsischen Regionalzeitung »Lausitzer Rundschau«. Ihr Rezensent schrieb über die Zusammenstellung der ausgewählten Texte zu Grass aus den Jahren 1957 bis 1999: »Die Rezensionen und Aufsätze aus vier Jahrzehnten lesen sich wie ein spannender, wendungsreicher Roman, der sich des Themas der Freiheit des Wortes angenommen hat.« Ein überraschender Vergleich für ein literaturhistorisches Projekt, aber deshalb nur umso erfreulicher für die daran Beteiligten. Die profundeste kritische Würdigung unseres Unternehmens stammte von Horst Haase. Er brachte im »Neuen Deutschland« Anliegen und Ergebnis des Buches auf die Formel »Ein Autor und der Umgang mit seinem Werk als Brennspiegel jüngster deutscher Geschichte« und zog daraus die Konsequenz: »diesem Buch gehört ein zweites zur Seite gestellt, das den Umgang mit Günter Grass in westlichen Gefilden ebenso dokumentiert, wie es hier für die DDR und die neuen Bundesländer vorbildlich geschieht.«

In unserem Band war Vergangenes dokumentiert worden (der letzte Text der Sammlung stammte von Christoph Hein und war aus Anlass der Verleihung des Nobelpreises an Grass entstanden) und Horst Haases Forderung zielte ebenfalls auf Vergangenes, auf die Zeit der alten Bundesrepublik mit ihren Auseinandersetzungen und Debatten. Doch eine Zeit des heftigsten Streits um Günter Grass stand damals – 2003 – erst noch bevor. 2006 erschien als autobiographische Darstellung der Zeitspanne vom Ende seiner Kindheit 1939 bis zum Erscheinen der »Blechtrommel« 1959 das Buch »Beim Häuten der Zwiebel«, das eine Flut zum Teil sehr bössartiger Angriffe auf Günter Grass auslöste. Anlass war der hier erstmals vom Verfasser öffentlich gemachte Umstand, dass er als Minderjähriger Soldat in einer Einheit der Waffen-SS geworden war. Mich brachte die aufgeheizte öffentliche Debatte dazu, erstmals in meinem Leben einen Leserbrief an eine Zeitung zu schreiben. Adressat war das »Neue Deutschland«, das am 4. September 2006 unter dem Titel »Viele Fragen bleiben offen« ein Gespräch mit dem Historiker Hannes Heer veröffentlicht hatte, dessen Aussagen ich gerade an diesem Ort einfach nicht unwidersprochen lassen konnte: »Nach der wochenlangen, ausufernden Debatte über den von Günter Grass erst jetzt öffentlich gemachten Fakt, als Siebzehnjähriger in einer Einheit der Waffen-SS Dienst getan zu haben, hätte man sich im ND eine klärende Bilanz wünschen und vorstellen können. Das Gespräch mit Hannes Heer erfüllt diese Hoffnung leider nicht. Die dort formulierten Thesen empfinde ich

nicht nur als ›krasses‹, sondern in einigen Aspekten auch als ein durchaus ungerechtes Urteil, das falsche Frontstellungen aufbaut. Zu Recht hervorgehoben, dann aber leider nicht genauer analysiert, wird anfangs der Aspekt, mit welchem freudigem Eifer ›seine ehemaligen und heutigen politischen Gegner‹ die Gelegenheit zu nutzen versuchen, ›alte Rechnungen zu begleichen‹. Und beispielsweise, wie in einem Leitartikel der Leipziger Volkszeitung – und nicht nur dort – geschehen, nachträglich die kritische Auseinandersetzung mit der Nazi-Vergangenheit Kurt Georg Kiesingers zu desavouieren bemüht sind. Ob demgegenüber die Freunde von Grass nur versucht haben, ›ihn blind zu verteidigen‹, so dass man über ihre Argumente einfach hinweggehen kann, erscheint mir schon fragwürdiger. Was etwa Adolf Muschg (FAZ v. 18.8.) ›als Nichtdeutscher‹ über die Situation des ›Kindersoldaten Grass‹ schreibt, ist wohl doch bedenkenswert. [...] Dass Günter Grass die Einheit, bei der er als letztes Aufgebot zum Panzerschützen und Panzergrenadier gemacht worden war, erst so spät beim Namen genannt hat, ist sicherlich zu kritisieren und wird jetzt wohl auch von ihm selbst kritisch gesehen. Es stimmt aber nicht, die frühere Version sei nur ›Flak-Helfer‹ gewesen. Und wäre er 1944/45 als Wehrmachts-Soldat zum Einsatz gekommen, hätte das dann an seiner Situation und an seiner objektiven Verstrickung in Hitlers Vernichtungskrieg wirklich etwas geändert? In diesem Sinne kann man Muschg gut verstehen, wenn er formuliert, es kümmere ihn nicht sehr, ›in welcher Uniform der Kindersoldat Grass das Inferno der letzten Kriegsmonate überlebt hat.‹ [...] Die subjektiven Voraussetzungen dafür, dass der junge Grass kein Problem damit hatte, statt in der Wehrmacht in der Waffen-SS Soldat zu werden, sind von ihm schon längst kritisch dargestellt worden. Er hat deutlich genug die Verblendung bekannt, der er als Jugendlicher wie die große Mehrheit seiner Altersgenossen erlegen war. Den Glauben an den ›Endsieg‹ ebenso wie die noch über den 8. Mai 1945 hinaus krampfhaft durchgehaltene Überzeugung, Berichte über deutsche Verbrechen könnten nur ›Greuelpropaganda‹ sein. Erst das Geständnis des ehemaligen Reichsjugendführers Baldur von Schirach im Nürnberger Prozess machte ihm deutlich, ›was man, überdeckt von Fanfarenruf und Ostlandgeschwafel, mit meiner Jugend angestellt hatte. Jetzt erst und Jahre später in immer erschreckenderem Maße, begriff ich, welche unfasslichen Verbrechen im Namen der Zukunft meiner Generation begangen worden waren. Als Neunzehnjähriger begann ich zu ahnen, welche Schuld unser Volk wissend und unwissend

aufgehäuft hatte, welche Last meine und die folgende Generation zu tragen haben würde. Als Schriftsteller und als politisch aktiver Staatsbürger hat sich Günter Grass dann mit außergewöhnlicher Intensität und Konsequenz dieser einmal erkannten Verantwortung gestellt. Gerade weil das Erinnern an die Zeit des Hitlerfaschismus für ihn mit dem Gefühl der Scham verbunden war, konnte er – ähnlich wie Franz Fühmann in der DDR-Literatur – diese Erfahrungen besonders eindringlich literarisch gestalten. So wäre es eigentlich zu begrüßen, dass Hannes Heer den Blick vom aktuellen Feuilletonstreit um Grass auf dessen Hauptwerke wie die ›Danziger Trilogie‹ lenken möchte. Doch verbindet er dies mit der ungeheuerlichen, durch keinerlei Tatsachen belegten Unterstellung, man müsse nun nachschauen, wo da ›die Gewalt- und Morderfahrungen des fanatischen Waffen-SS-Mannes ihre Spuren hinterlassen haben.‹ Ergebnis einer solchen Leseerwartung ist dann seine These, in den frühen Werken von Grass erfolge ›überhaupt keine Auseinandersetzung mit realem jüdischen Leben oder mit realen jüdischen Leiderfahrungen.‹ Für den Leser des Romans ›Die Blechtrommel‹ (1959), der sich an das Ende des ersten Buches mit dem ergreifenden Bericht vom Tod des jüdischen Spielzeughändlers Sigismund Markus in der ›Reichskristallnacht‹ erinnert, eine nicht nachvollziehbare Behauptung.«

Natürlich war mein – hier schon leicht gekürzter – Leserbrief zu lang und wurde von der Redaktion des »Neuen Deutschland« stark beschnitten. Aber mir war es trotzdem wichtig, überhaupt an dieser Stelle mit meiner Meinung zu Wort zu kommen. Bei Beiträgen für »Leipzigs Neue«, wo ich in diesen Jahren mehrfach auch neue Bücher von Günter Grass (so »Unterwegs von Deutschland nach Deutschland. Tagebuch 1990« und »Im Krebsgang«) besprochen habe, gab es derartige Probleme zwar nicht, doch war dafür der mögliche Wirkungsradius dort sehr viel enger. Eine letzte Gelegenheit, noch einmal auf einer internationalen wissenschaftlichen Tagung etwas zu einem Werk von Günter Grass zu sagen, hatte sich für mich im Herbst 2002 ergeben. Ein ehemaliger Doktorand aus den 1980er Jahren, Andrzej Talarczyk, der jetzt am Germanistischen Institut der Universität Stettin arbeitete, hatte mich zu einer Konferenz eingeladen, die seine Universität gemeinsam mit der Technischen Universität Trondheim und der Academia Baltica Lübeck in Stettin und dem Ostseebad Pobierowo veranstaltet hat. Sie stand unter dem Thema »Literatur – Grenzen – Erinnerungsräume« und hatte sich

»Erkundungen des deutsch-polnisch-baltischen Ostseeraums als einer Literaturlandschaft« zur Aufgabe gestellt. Meinem Beitrag hatte ich den Titel »*Im Krebsgang*« und »*Danziger Trilogie*« – *Weiterführung oder Zurücknahme?* gegeben, da mir die damals brandneue und kontrovers diskutierte Novelle von 1999 in ihrem Bezug zu dem Opus magnum des Nobelpreisträgers als ein interessanter Gegenstand literaturhistorischer Betrachtung erschien. Nicht erwartet hatte ich allerdings, dass ich im Kreis der mehr als 25 aktiven polnischen und deutschen Konferenzteilnehmerinnen und Teilnehmer der einzige sein würde, der sich Grass bzw. eines seiner Werke als Thema gewählt hat. Unter den polnischen Germanistinnen und Germanisten, die den Hauptteil des Programms bestritten, hatte offensichtlich das Interesse an ihm gegenüber früheren Jahren etwas nachgelassen.

Auch ich habe mich nach dem Erscheinen von »*Stimmen aus dem Leseland*« nicht wieder systematisch mit dem Thema Günter Grass beschäftigt (zuerst galt es die ebenfalls beim Militzke Verlag erscheinende zweite, durchgesehene und erweiterte Auflage unserer »*Schweizer Literaturgeschichte*« vorzubereiten, dann rückte für mich mehr und mehr das Leben und Schaffen Heinrich Wiegands als Gegenstand wissenschaftlicher Arbeit in den Vordergrund), aber Christine und ich bemühten uns, keine Gelegenheit zu verpassen, dem verehrten Autor bei Lesungen etwa zur Leipziger Buchmesse begegnen zu können. So geschah es auch im Frühjahr 2010. Nach dem Ende der offiziellen Veranstaltung ergab sich dann noch Gelegenheit zu einem Gespräch mit ihm und seiner Frau, in dessen Verlauf Grass den Vorschlag machte, wir sollten doch, wenn wir in ihrer Nähe wären, einmal bei ihnen zu Hause in Behlendorf vorbeikommen. Danach schrieb ich an Frau Ohsoling, die Leiterin des Grass-Sekretariats in Lübeck, die uns mehrfach schon Tipps für mögliche Begegnungen mit Grass gegeben hatte: »Sie können sich sicherlich gut vorstellen, dass wir uns über dieses freundliche Angebot sehr gefreut haben und gern einmal davon Gebrauch machen würden. Wir sind auch jedes Jahr mindestens eine Woche an der Ostsee (in der Nähe von Bad Doberan) und haben von dort aus schon mehrfach einen Abstecher nach Lübeck unternommen. Doch das ist mitten im Juli, und zu dieser Zeit sind Frau und Herr Grass in Dänemark. Nun wäre es für uns aber auch möglich, zu einem anderen Termin mit dem Auto kurzfristig in den Norden aufzubrechen und uns in der Nähe ein Quartier zu suchen, um dieser Einladung nachkommen zu können. Natürlich nur,

wenn es der Arbeits- und Zeitplan von Herrn Grass einmal zulassen würde – wir wollen auf keinen Fall irgendwie drängen, dafür ist mein Respekt vor dem, was er immer wieder leistet, viel zu groß. Deshalb die Bitte an Sie, hierbei zu vermitteln und mir, wenn Herr Grass einmal auf den von ihm in dem Leipziger Gespräch gemachten Vorschlag zurückkommen sollte, einen Fingerzeig zu geben. Meist sind wir auch telefonisch zu erreichen – meine Karte mit den notwendigen Angaben lege ich bei.«

Die erhoffte Gelegenheit ergab sich Anfang Juli 2010. Am 7.7. wurde in der Lübecker Katharinenkirche eine Sonderausstellung des Grass-Hauses zum Thema »Von Danzig nach Lübeck. Günter Grass und Polen« eröffnet und für den Tag zuvor luden uns Ute und Günter Grass zum Kaffeetrinken nach Behlendorf ein. So fuhren wir am 5. Juli mit dem Auto direkt von Leipzig nach Lübeck, übernachteten in einem kleinen Hotel und ließen uns am nächsten Vormittag von Frau Ohsoling den Weg zum Anwesen der Familie Grass beschreiben, wo wir dann pünktlich 16 Uhr vor dem Tor standen. Wohnhaus und Ateliergebäude liegen am Rande des Dorfes in einem parkartigen Gelände, wenige hundert Meter vom Elbe-Lübeck-Kanal entfernt. Frau Grass hatte in der geräumigen Schreibwerkstatt mit großer Arbeitsbibliothek Kaffee und Kuchen bereitgestellt – wir saßen zu viert zusammen, als wäre dies das Normalste von der Welt. Christines Tagebuch hielt später fest: *Sehr anregendes Gespräch, herzliche Atmosphäre. Sprechen u. a. über Christa Wolfs letztes Buch, über »Hundejahre« und über »Grimms Wörter«, Grass' neuestes, und von diesem und jenem. 18 Uhr brechen wir auf, nachdem uns Grass alle seine drei Arbeitsräume gezeigt hat. Er selbst arbeitet gerade an Blättern zu den »Hundejahren«.* Es ist bei ihm Tradition, nach langem Schreiben zum Zeichnen oder Modellieren zu wechseln: für jede Profession gibt es ein eigenes Atelier mit besten räumlichen Bedingungen. Welch bewundernswerte Produktivität hier am Wirken war!

Am folgenden Abend die Ausstellungseröffnung in der Katharinenkirche. Es spricht Gesine Schwan, dann ein Gespräch zwischen Grass und dem polnischen Germanisten und Publizisten Adam Krzeminski. Alle bemühen sich um zügige Konzentration, auch beim anschließenden Rundgang durch die Ausstellung im Grass-Haus. Denn an diesem 7. Juli steht noch ein mit Spannung erwartetes Ereignis bevor: das Halbfinalspiel der Fußball-Weltmeisterschaft zwischen Deutschland und Spanien. Im Garten des Willy-Brandt-Hauses, der an das Grundstück des Grass-

Hauses angrenzt, ist es auf einer Bildwand zu verfolgen. Christine fällt auf, da sie hörbar für Spanien votiert (das dann ja auch 1:0 gewinnt). Es entsteht Diskussionsbedarf.

Der Grass-Sommer in Lübeck hatte noch einen Nachklang im herbstlichen Leipzig. Für den 20. September 2010 war eine Lesung des Autors aus »Grimms Wörter« im kleinen Saal des Gewandhauses angekündigt worden, doch als Christine und ich uns dafür Karten kaufen wollten, gab es schon keine mehr ... Wieder wurde Frau Ohsoling vom Grass-Sekretariat zur Helferin in der Not. Sie vermittelte uns zwei Karten für die zweite Reihe, so dass wir ‚ganz nahe‘ dabei sein konnten. Über unseren Eindruck von jenem Abend schrieb ich in meinem Dankesbrief vom folgenden Tag: »Es war ein äußerst beeindruckender Abend mit großem Beifall eines absolut konzentrierten Publikums. Herr Grass hat nicht nur ›gelesen‹, sondern seinen Text geradezu dargestellt, so dass man sich keine Silbe und keine Geste entgehen lassen wollte. [...] Bewundernswert aber auch die physische Leistung von Herrn Grass. Von seiner Frau erfuhren wir, dass er vor der Abendveranstaltung schon in einer Druckerei [in Großpösna bei Leipzig, wo viele seiner Graphiken gedruckt worden waren] gelesen hatte und dass sie nach Schluss der Lesung weiter nach Berlin fahren würden, wo für heute schon wieder etwas geplant war. Zuvor hatte er aber noch eine lange Schlange von Interessenten zu befriedigen, die ihr Buchexemplar signiert haben wollten. Da kam bei mir neben der Bewunderung auch eine leichte Besorgnis auf, ob er sich mit all dem nicht zu viel zumuten könnte. Wir haben dann lieber darauf verzichtet, ihn noch persönlich anzusprechen – es gab viele andere, die das wollten und die nicht wie wir im Sommer die Gelegenheit gehabt hatten, ihm in aller Ruhe gegenüber zu sitzen.« Was ich an jenem Abend natürlich nicht wissen konnte: diese Lesung von Günter Grass am 20. September 2010, fast genau ein halbes Jahrhundert nach jener ersten von mir miterlebten im ehemaligen Hörsaal 40 der alten Universität, sollte der letzte große lebendige Eindruck gewesen sein, der mir als Erinnerung an ihn geblieben ist.

In den folgenden Jahren gab es immer mal wieder einen Anlass, an ihn zu denken oder sich auch selbst in einer Auseinandersetzung um ihn in der Öffentlichkeit zu beteiligen (so im April 2012, als er nach der Veröffentlichung eines Beitrags in der »Süddeutschen Zeitung« zur gefährlichen Situation im Nahen Osten in vielen Medien heftig attackiert wurde), zu einer nochmaligen persönlichen Begegnung mit ihm kam es

jedoch nicht. Umso tiefer traf Christine und mich dann im April 2015 die Nachricht von seinem unerwarteten und für uns eigentlich auch unvorstellbaren Tod im Alter von 87 Jahren. Der Einladung zur Gedenkfeier am 10. Mai im Lübecker Stadttheater, die wir vom Grass-Haus erhielten, wollten wir selbstverständlich unbedingt nachkommen. Diesmal besorgten wir uns eine Unterkunft in unserem Urlaubsort Nienhagen und fuhren dann von dort nach Lübeck. Es war eine sehr würdige, der Persönlichkeit von Günter Grass angemessene Veranstaltung: wie schon bei der Feier zum Nobelpreis 1999 spielte eine Roma-Band, der amerikanische Romancier John Irving sprach über seinen Freund Günter und auch die Staatsministerin für Kultur Monika Grütters würdigte ihn, obwohl sie als praktizierende Katholikin und CDU-Funktionärin oft ihre Schwierigkeiten mit dem Autor gehabt haben mag, auf glaubhafte Weise. Zweieinhalb Wochen später bot mir die Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen die Möglichkeit, innerhalb ihres Veranstaltungsprogramms auch in Leipzig eine Stunde des Gedenkens an Günter Grass zu gestalten.

Und DDR-Autorinnen und Autoren?

Die Weichenstellung beim Erhalt meines Promotionsthemas im September 1960 hatte mich auf westdeutsche Literatur als Arbeitsgegenstand verwiesen, die Berufung zum ordentlichen Professor 1980 hatte dies noch einmal bestätigt. Das vom Hochschulminister im Tagungssaal der Volkskammer, wo die neuen Professoren ernannt wurden, verlesene Berufungsgebiet lautete »Literatur der BRD«. (Wenn mich die Erinnerung nicht täuscht, wurde dieser Begriff 1980 erstmals als offizielle Bezeichnung für Lehrstühle an einzelnen Universitäten und Pädagogischen Hochschulen der DDR benutzt. Außer mir wurden noch zwei weitere Kollegen dafür berufen, so dass seine wiederholte Verwendung im Saal ein leises Raunen auslöste.) Lehrstühle für »Literatur der DDR« gab es schon länger und zwar an allen Universitäten und Pädagogischen Hochschulen. Sie waren gut besetzt, da die DDR-Literatur in der Ausbildung einen großen Raum einnahm. So auch bei uns in Leipzig am Fachbereich Deutsche Literaturgeschichte der Karl-Marx-Universität, während wir zu den kleinen Bereichen gehörten. In der Forschung und hinsichtlich der Verantwortung für Hauptvorlesungen, wo sich die ›Zuständigkeit‹ unseres Lehrstuhl auch auf österreichische und deutschsprachige Literatur der Schweiz erstreckte, herrschte strenge Arbeitsteilung, bei Seminaren allerdings kam es mitunter zu Überschneidungen. Unter diesen Umständen konnten für mich keine wirklichen Arbeitskontakte zu DDR-Autorinnen und Autoren entstehen. Als lesender Zeitgenosse aber war ich an ihnen besonders interessiert: Christa Wolf, Hermann Kant (speziell als Verfasser des Romans »Die Aula«) und Volker Braun sind für mich über Jahrzehnte hinweg nicht nur Lieferanten ungeduldig erwarteter neuer Lektüre gewesen, sondern mit den Fragestellungen ihrer Texte auch wichtige Anreger und Herausforderer bei der Klärung des eigenen Standorts. Sie waren überzeugte Sozialisten und gleichzeitig kritische Beobachter der gesellschaftlichen Realität des Landes DDR und dabei unsereinem, der als Angehöriger einer Universität sehr viel stärker in das herrschende bürokratische System eingebunden war, stets einen oder mehrere Schritte voraus. Christa Wolfs mutiges Auftreten auf dem für die kulturelle Entwicklung in der DDR so verhängnisvollen 11. Plenum 1965 gilt mir bis heute als unvergesslicher Höhepunkt dieser gelebten Verantwortung einer sozialistischen Autorin für ihr Land und seine Kultur. Gab es irgendwann eine Gelegenheit, sie (und Volker Braun

oder andere für mich wichtigen DDR-Autoren) bei einer Lesung zu erleben, habe ich diese natürlich genutzt, aber mich um einen persönlichen Kontakt zu bemühen, dazu hielt ich mich nicht für berechtigt. Und als es in den 1990er Jahren einmal dazu kam, dass mich Christa Wolf überraschend anrief, weil sie eine Frage zu einer Rezension von mir in »Leipzigs Neue« hatte, bedeutete dies für mich wahrhaftig ein Gänsehauterlebnis.

Erst in Zusammenhang mit ihrem 70. Geburtstag 1999 ergab sich dann doch ein gewisser »Arbeitskontakt« zu der von mir bewunderten Autorin. Der Anlass sollte ursprünglich auf der Leipziger Buchmesse mit einer Lesung von ihr begangen werden, doch die Folgen einer erneuten Hüftgelenkoperation machten eine Reise Christa Wolfs nach Leipzig unmöglich. Dies hätte, wie ich Anfang Februar mitbekommen habe, zur Folge gehabt, dass es in ihrer Studienstadt überhaupt keine Veranstaltung zu ihrem Ehrentag gegeben hätte. Dies schien mir gerade auch wegen der schwierigen Situation, in der die Autorin durch unqualifizierte Angriffe auf sie nach 1990 gebracht worden war, nicht zu verantworten. Also musste unser literaturhistorischer Arbeitskreis irgendwie einspringen. Doch war das Märzprogramm des Haus des Buches zu diesem Zeitpunkt eigentlich schon beschlossen. Ein Gespräch am 3. Februar mit der Geschäftsführerin Doris Fuhrmann, die mein Anliegen gut verstand, brachte jedoch die Rettung in Gestalt eines noch freien Veranstaltungsraumes am 12. März, wenige Tage vor dem eigentlichen Geburtstag der Schriftstellerin, und der Bereitschaft, die Veranstaltung in das Programm des Haus des Buches zu übernehmen. Ein wissenschaftliches Kolloquium zum Schaffen Christa Wolfs, ähnlich wie das zu diesem Zeitpunkt schon länger für den 29. Mai 1999 geplante aus Anlass des 60. Geburtstages von Volker Braun, war in der Kürze der Zeit nicht mehr möglich. Als bessere Lösung erschien es mir, Autorinnen und Autoren sowie einzelne mit dem Werk Christa Wolfs besonders verbundene Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler zu bitten, aus einem selbst gewählten Text von Christa Wolf ihr zu Ehren vorzulesen. Die Bereitschaft der von mir kurzfristig Angesprochenen (es standen dafür nur zwei Tage zur Verfügung) war groß. Eine Zusage erhielt ich von Gerti Tetzner, Angela Krauss, Werner Heiduczek, Helmut Richter, Joachim Nowotny, Peter Gosse, Thomas Böhme sowie Friedrich Albrecht, Christel und Walfried Hartinger, Klaus Werner und Klaus Schuhmann. Am 24. Februar konnte ich

Christa Wolf über die geplante Veranstaltung und die an ihr Teilnehmenden informieren. Sie antwortete am 4. März: »ich danke Ihnen sehr (...) und möchte Ihnen sagen, daß mich Ihr Vorhaben sehr freut. Gerti Tetzner hatte mir neulich schon angedeutet, daß sie mitmachen wird und welchen Text sie sich ausgesucht hat, und nun lese ich im Programm die Namen, die außer ihr bereit sind, etwas von mir vorzulesen, und ich bin darüber gerührt. Das ist das schönste Geschenk, das die Kollegen mir machen können, und ich bitte Sie, alle herzlich von mir zu grüßen und ihnen zu danken. [...] ich danke Ihnen für Ihren Einfall, hoffe, daß die Veranstaltung lebendig wird und auch für Sie, die Mitwirkenden, »etwas bringt«. Vielleicht trinken Sie danach ein Glas auf mein Wohl – ich werde an Sie denken.« Nach der Lesung, an der sich leider Angela Krauss und Werner Heiduczek aus dringenden familiären Gründen nicht beteiligen konnten, sandten wir folgenden, von allen Beteiligten unterzeichneten Gruß an die Jubilarin: »Sehr verehrte, liebe Christa Wolf, aus dem Leipziger »Haus des Buches«, wo wir uns die Freude gemacht haben, Texte von Ihnen zu lesen und zu hören, möchten wir unsere herzlichsten Glückwünsche zu Ihrem Geburtstag auf den Weg nach Berlin schicken. Bei dieser Gelegenheit wünschen wir Ihnen vor allem eine baldige und vollständige Wiederherstellung Ihrer Gesundheit. Wir brauchen Sie und Ihre Texte in der Zukunft ebenso wie in Vergangenheit und Gegenwart und drücken Ihnen in diesem Sinne aus der Ferne fest die Hand.«

Zu Volker Braun bestand von seinen Anfängen an, die in seine Leipziger Studentenzeit fielen und an der Karl-Marx-Universität einigen Wirbel verursachten, ein spezieller Kontakt. Wir Leipziger Germanisten gehörten zu seinen ersten begeisterten Hörern und Lesern. Meine Kollegen und Freunde Klaus Schuhmann und die beiden Hartingers, die sich vorrangig mit DDR-Literatur beschäftigten, hatten bald ein partnerschaftliches Verhältnis zu ihm, das sich in den folgenden Jahrzehnten fortsetzte und vertiefte. In ihrem Kreis bin ich auch immer wieder einmal Volker Braun persönlich begegnet. Ein gewisser »Arbeitskontakt« zwischen mir und ihm ergab sich dann unter den besonderen Bedingungen der Wendezeit. Im September 1992 (ich selbst hatte damals gerade mein Arbeitsverhältnis mit der Universität beendet und von der Altersübergangsregelung Gebrauch gemacht) sprach der sächsische Staatsminister für Kultur und Wissenschaft Prof. Dr. Hans Joachim Meyer dem ordentlichen Professor für DDR-Literatur Walfried Hartinger die Kündigung

zum 31. Dezember 1992 aus. Begründet wurde dieser Schritt mit seiner Mitgliedschaft in der ehemaligen SED-Kreisleitung an der Karl-Marx-Universität. Ich hielt die Entscheidung für zutiefst ungerecht der Person und dem Wirken Walfried Hartinger gegenüber und war der Meinung, dass in dieser Angelegenheit unbedingt die Stimmen jener gehört werden müssten, die darüber aus eigener Erfahrung urteilen konnten: die Autorinnen und Autoren, mit denen er zusammengearbeitet hatte. Walfried hätte es nicht fertig gebracht, sich selbst an sie mit der Bitte um Unterstützung zu wenden, ich aber konnte es ohne jede Bedenklichkeit tun. Wir besprachen den Kreis der Anzusprechenden und ich schickte Mitte September ein entsprechendes Schreiben an Christa Wolf, Helga Königsdorf, Volker Braun, Christoph Hein, Rainer Kirsch, Jurij Bržan, Erich Köhler, Steffen Mensching und Benedikt Dyrlich. Darin informierte ich die Autorinnen und Autoren über den Tatbestand der Kündigung und deren Begründung. Weiter schrieb ich: »Als sein langjähriger Kollege (ich war von 1980 bis zu meinem Eintritt in den Vorruhestand am 1.9.1992 an der gleichen Sektion für das Gebiet Literatur der BRD, Österreichs und der deutschsprachigen Schweiz verantwortlich) kenne ich die Arbeit genau, die Prof. Hartinger und der von ihm geleitete Lehrstuhl DDR-Literatur geleistet haben. Und ich weiß, wie oft und wie nachdrücklich er sich für Autoren engagiert hat, sei es, um ihnen einen öffentlichen Auftritt an der Universität zu ermöglichen, sei es, um die Herausgabe von »schwierigen« Texten durch Gutachten oder Nachworte zu fördern. Walfried Hartinger hat seine Funktionen in der Partei nie für persönliche Vorteile oder zum Schaden anderer missbraucht, er hat vielmehr stets seinen Handlungsspielraum im Interesse einer möglichst unbehinderten literarischen Kommunikation zu nutzen versucht. Seine Entfernung von der Universität ist deshalb ungerecht und stellt zugleich eine Belastung für die Zukunft der Leipziger Germanistik dar. Einerseits, weil seine Erfahrungen für die Forschung unverzichtbar sind, wenn es darum gehen wird, die DDR-Literatur und ihre tatsächlichen Entstehungs- und Wirkungsbedingungen literaturgeschichtlich aufzuarbeiten. Andererseits, weil seine Kontakte zu Autoren den Studenten einen direkten Zugang zur zeitgenössischen Literatur erschlossen haben, der ohne ihn nicht auf diesem Niveau zu erhalten wäre. Ich bin mir sicher, dass die Leitung der Sektion dies nicht anders sieht und noch einmal versuchen wird, das Ministerium zur Rücknahme der Kündigung zu bewegen. Falls Sie diesen Versuch aus Ihrer

Kenntnis von Person und Wirken Walfried Hartingers unterstützen möchten, würde ich Sie bitten, in diesem Sinne an den zuständigen Minister Prof. Meyer zu schreiben.«

Es war für mich dann eine große Freude, als am Nachmittag des 27. Novembers Walfried Hartinger bei mir vorbeikam und mich von der Rücknahme seiner Kündigung informieren konnte. Zu diesem Erfolg hatten viele verschiedene Bemühungen beigetragen, aber ich glaube, dass die Wortmeldungen aus dem Kreis der Autorinnen und Autoren daran keinen geringen Anteil gehabt haben. Einige von ihnen hatten mich davon informiert, dass sie sich für Walfried Hartinger eingesetzt hätten (Christoph Hein, Benedikt Dyrlich), manche hatten mir auch ihr Schreiben an den Minister in Dresden als Kopie zugeschickt (Steffen Mensching, Volker Braun, Erich Köhler), Christa Wolf hatte mein Brief nicht erreicht, weil sie sich zu dieser Zeit in den USA aufhielt. Volker Brauns Schreiben war nicht nur ein bewegendes Zeugnis seiner freundschaftlichen Verbundenheit mit Walfried Hartinger, sondern zugleich auch ein literarisches Kabinettstück. Er hatte an den Minister geschrieben: »Ich muß Ihnen nichts über Rang und Leistung von Professor Walfried Hartinger mitteilen, aber sagen, daß ich in meiner politisch angefochtenen Arbeit als Schriftsteller immer (ich meine: in dreißig Jahren) Rat und Unterstützung dieses vortrefflichen Freundes gesucht habe. Ihn jetzt als Hochschullehrer der Leipziger Universität zu entlassen, ist für mich eine deprimierende Entscheidung.« Und dann: »Gestatten Sie dem Verfasser der ›Übergangsgesellschaft‹, des ›Hinze-Kunze-Romans‹, des ›Bodenlosen Satzes‹ – ich mache sonst nicht von meinen ›Titeln‹ Gebrauch – Einspruch und die Bitte, Hartinger in seinem Lehramt zu bestätigen.« Leider glich der Erfolg dieses beeindruckenden Engagements letztlich einem Pyrrhussieg: Im August 1993 wurde Walfried Hartinger dazu gebracht, einem Auflösungsvertrag »wegen Strukturveränderungen und Personalabbau« zum 30. April 1994 zuzustimmen – die neuen Herrinnen und Herren hatten ihren Willen, ihn aus der Universität zu vertreiben, doch noch durchgesetzt. Ihm blieben in den letzten Jahren vor der Rente, die leider auch seine letzten Lebensjahre gewesen sind, nur noch zeitweilige Beschäftigungsmöglichkeiten, unterbrochen von fünf Phasen der vollständigen Arbeitslosigkeit.

Mich persönlich hat es damals sehr berührt, dass Volker Braun auf der Postkarte aus seinem Ferienort Ahrenshoop, mit der er mir für die Information in der Sache Hartinger dankte, auch meiner Situation gedacht

hat: »Ich hoffe«, hatte er geschrieben, » Sie arbeiten auf Ihre wichtige Weise weiter, auch im ›Ruhestand‹.« Dies habe ich versucht, und die Erfahrungen, die Walfried Hartinger hat machen müssen, haben mich in meiner Entscheidung, freiwillig aus dem Hochschuldienst auszuscheiden, nachhaltig bestätigt.

So beeindruckend für mich in dieser Zeit Volker Brauns persönliches Verhalten gewesen ist, war es auch seine Reaktion als Dichter in dieser Umbruchsituation. Mit dem zuerst Anfang August 1990 – also zwischen Währungsunion und Beitritt der DDR zur Bundesrepublik – in der Zeitung »Neues Deutschland« veröffentlichten Gedicht »Das Eigentum« war es ihm gelungen, die Erfahrungen eines »Reformsozialisten« (ein Begriff, der zuvor in vielen westdeutschen Äußerungen zur DDR-Literatur positiv verwendet worden war, nun aber in den einflussreichsten Medien mehr und mehr zu einem Schimpfwort wurde) in einem Moment extremer äußerer und innerer Widersprüche zu einem lyrischen Text von klassischem Maß und Gewicht zu verdichten. Ich war deshalb sehr froh, als sich wenige Jahre später für mich eine Gelegenheit ergab, mich gerade zu diesem Gedicht von Volker Braun öffentlich zu äußern. Meine Peking-Freunde hatten bewirkt, dass ich im Frühjahrssemester 1994 mit einer DAAD-Kurzzeitdozentur noch einmal an die Beida zurückkehren konnte, und in dieser Zeit bot mir die Zweigstelle Peking des Goethe-Instituts an, dort einen Vortrag zur »gegenwärtigen Situation ostdeutscher Autoren« zu halten. Ich wählte für diesen den Titel eines Kurzgedichts des Leipziger Autors Ralph Grüneberger »Dieselbe Straße. Ein anderes Land« als Überschrift und wir druckten auf der Einladung sowohl diesen Text als auch Volker Brauns »Eigentum« als Faksimiles ab, so dass die Zuhörer beide von mir in den Mittelpunkt meiner Ausführungen gestellten Texte direkt vor sich hatten und mitlesen konnten. Dies war für das Verständnis des Gedichts von Braun besonders wichtig, weil dort zur Betonung verschiedener Aspekte unterschiedliche Schriftarten verwendet werden: die zweite Zeile mit der Umkehrung des Büchner-Mottos »Friede den Hütten, Krieg den Palästen« ist durchgehend in Großbuchstaben geschrieben, die sechste Zeile zum größten Teil in Kursiv. Es heißt da »Und ich kann *bleiben wo der Pfeffer wächst*.« Eine Anspielung auf eine Formulierung Ulrich Greiners, der dies den »reformsozialistischen Autoren« in der DDR direkt so empfohlen hatte. Auch das Gedicht Ralph Grünebergers ist in seiner enormen Konzentration auf einzelne, oft mehrdeutige Wörter und unvertraute

Wortkombinationen nur unter Einbeziehung des Druckbildes voll erfassbar. So etwa, wenn es in der ersten Zeile heißt »Jetzt alles bunterbesser«, um damit ein Bild von den eingetretenen Veränderungen zu geben.

Erfahrungen im Leipziger Schriftsteller-Verband

Doch noch einmal zurück in die 1980er Jahre. Zu deren Beginn wurde an der Gegenwartsliteratur besonders interessierten Literaturwissenschaftlern die Möglichkeit geboten, Mitglied in der Leipziger Bezirksvereinigung des Schriftstellerverband der DDR zu werden, eine Möglichkeit, von der ich gern Gebrauch gemacht habe. Denn unabhängig von meiner fachlichen Spezialisierung konnten sich ja auch hier Kontakte zu Literatur Produzierenden ergeben, die dem mit zeitgenössischer Literatur Beschäftigten Anregungen zu vermitteln vermochten. Hinzu kam das Interesse an aktuellen kulturpolitischen Konstellationen und Konflikten, deren Echo innerhalb des Schriftstellerverbandes auf spezifische Weise zu erleben war. Als ich nach meiner Rückkehr aus Beijing im Herbst 1983 begann, regelmäßig an Veranstaltungen des Leipziger Bezirksverbandes teilzunehmen, wurde die Atmosphäre dort von Helmut Richter geprägt, der seit 1980 als Vorsitzender amtierte und der sich auf Rückendeckung durch den zuständigen Sekretär der SED-Bezirksleitung Dietmar Keller (und ab 1983 seines Nachfolgers Kurt Meyer) verlassen konnte. In einer Zeit, in der die Folgen der Biermann-Ausbürgerung noch immer die Situation im Schriftstellerverband belasteten und es im Berliner Verband zum Ausschluss einer ganzen Gruppe von Autorinnen und Autoren gekommen war, bestimmte hier nach meinem Eindruck das Bemühen um Entspannung, um kollegiale Verständigung und – im Rahmen der Möglichkeiten – um Milderung von Konflikten die Verbandsarbeit. Ein Höhepunkt dieser vermittelnden Wirksamkeit Helmut Richters war im Sommer 1985 (21. Juni) die von ihm möglich gemachte Lesung Wolfgang Hilbigs im Verband, kurz bevor jener mit einem Dreijahresvisum für die BRD die DDR verließ.

Einige Jahre zuvor war die kulturpolitische Situation in Leipzig noch anders gewesen. Eine punktuelle Erfahrung, die ich eher zufällig 1976 gemacht hatte, wirft ein Schlaglicht darauf, wie sehr die jeweilig herrschende Atmosphäre von den Personen abhing, die Schlüsselpositionen wie die eines Sekretärs für Kultur der SED-Bezirksleitung inne hatten. Der Vorgänger Dietmar Kellers, Werner Martin, war nach jahrzehntelanger Tätigkeit im Apparat des ZK der SED – er war dort in der Abteilung Wissenschaft für Germanistik zuständig gewesen und von daher für uns an der Uni kein Unbekannter – aus Berlin nach Leipzig in diese leitende Funktion delegiert worden, für die ihm offensichtlich die

notwendige persönliche Souveränität völlig fehlte. Durch meine damalige Frau Antonia kannte ich seit längerem den ungarischen Germanisten Toni Mádl, ihren ehemaligen Chef an der Budapester Universität. Dieser kam 1976 nach Leipzig, um bei Professor Claus Träger zu habilitieren. Er bat mich, für eine Feier danach im kleinen Kreis einen Tisch im Haus der Wissenschaftler zu bestellen, dessen Restaurant auch von Vertretern anderer benachbarter Hochschulen besucht wurde. Zu den von Mádl Eingeladenen gehörte Werner Martin, den er aus früherer Zeit persönlich kannte. Unser Tisch stand mitten im Speisesaal, der, da es nicht die normale Zeit zum Mittag- oder Abendessen gewesen ist, weitgehend leer war. Nur in einer entfernteren Ecke saßen zwei Personen bei einem Kaffee zusammen: die Schriftsteller Werner Heiduczek und Erich Loest. Dies bemerkend, fuhr Werner Martin mich an, wie ich ihm zumuten könne, mit diesen Beiden in einem Raum sitzen zu müssen. Ich war ganz perplex und konnte nur darauf hinweisen, dass ich um die Bestellung eines Tisches und nicht eines separaten Raumes gebeten worden war und natürlich keinerlei Einfluss darauf gehabt hatte, wer sonst noch zu dieser Zeit im Haus der Wissenschaftler zu Gast sein würde. Heiduczek und Loest wurden von der Parteibürokratie mit Misstrauen betrachtet (wie sich nach 1990 herausstellte, umfasste die Akte, die von 1978 bis 1981 von der Bezirksverwaltung Leipzig der Stasi »gegen Heiduczek geführt wurde, [...] sieben Bände mit 2066 Blatt« [Joachim Walter. Sicherheitsbereich Literatur. 1999]), waren aber zu dieser Zeit beide Mitglieder des Schriftstellerverbandes (Loest trat erst 1979 aus und ging 1981 in die BRD), also eigentlich Partner für einen für Kultur zuständigen Parteifunktionär wie Werner Martin. Aber man hätte sie lieber genau wie die missliebigen Autoren in Berlin aus dem Schriftstellerverband ausschließen lassen, nur konnte man in Leipzig nicht darauf bauen, dazu die notwendige Mehrheit innerhalb des Verbandes zustande bringen zu können. Dafür wurde es den Autoren schwer gemacht, mit neuen Werken die Öffentlichkeit zu erreichen. Im Falle von Loest betraf dies den Roman »Es geht seinen Gang oder Mühen in unserer Ebene«, der 1978 erst nach langen Kämpfen überhaupt erscheinen konnte und dann in den Medien heftig attackiert wurde, im Falle Heiduczeks ging es um den Roman »Tod am Meer« (1977), gegen den – zur Freude aller Dogmatiker im Lande – der sowjetische Botschafter Protest einlegte, was dessen Erfolg zwar nicht verhindern konnte, aber doch zu verzögern vermochte.

So war es auch Ausdruck und Resultat der kulturpolitischen Klima-
veränderungen im Leipzig der achtziger Jahre, dass der Bezirksvorstand
des Schriftstellerverband Ende 1985 einstimmig beschloss, mit Blick auf
den 60. Geburtstag von Werner Heiduczek im folgenden Jahr ihn für die
Auszeichnung mit dem Nationalpreis vorzuschlagen. (Und es war zu-
gleich ein deutlicher Hinweis auf die Grenzen einer eigenen ›Leipziger‹
Kulturpolitik, dass diesem Antrag von der Zentrale schließlich nicht
entsprochen wurde.) Um die Formulierung dieses Antrages wurde ich
gebeten und ich freute mich über die Gelegenheit, dem Schriftsteller-
verband auch einmal einen Gefallen tun zu können. Die wichtigsten
Werke Heiduczeks hatte ich natürlich gelesen, was an Überblick noch
fehlte, konnte ich mir erarbeiten. Und wenn auch der eigentliche Zweck
meiner Bemühungen nicht erreicht wurde, blieben diese letztlich doch
nicht ganz folgenlos: was ich für den Antrag gesichtet und mir an
Argumenten überlegt hatte, konnte ich nutzen, als sich im Herbst die
Möglichkeit bot, für die ›Leipziger Volkszeitung‹ den Gratulations-
artikel zum 60. Geburtstag des Autors zu verfassen. Ich hatte dort schon
einige Male nicht nur Rezensionen neuer Bücher westdeutscher Schrift-
steller wie Walser oder Böll veröffentlicht, sondern 1985 auch einen
neuen Erzählungsband von Joachim Nowotny vorgestellt, die Grenzen
meiner ›akademischen Spezialisierung‹ also an dieser Stelle bereits über-
schritten. Nun nutzte ich hier die Gelegenheit nicht nur für eine wür-
dige Rückschau auf das Schaffen Heiduczeks. Ich wollte zumindest
gleichermaßen auch auf die ästhetische und zeitkritische Qualität seiner
neuesten Texte aufmerksam machen, die gerade erst in dem Band ›Reise
nach Beirut / Verfehlung‹ als Buch erschienen waren und in denen er
Themen aufgegriffen hatte, »die eine weniger sichere Schreiberhand
vielleicht lieber als ›heiße Eisen‹ beiseite gelassen hätte«. In denen er sich
der Frage stellt, welche tragischen Konflikte entstehen können, wenn
individueller Glücksanspruch zwischen die großen weltpolitischen
Fronten gerät, mit ihnen kollidiert: »Vor allem die Novelle ›Verfehlung‹«,
schrieb ich damals, »wird dem Anspruch gerecht, ohne Sentimentalität
oder Harmonisierungsversuch einem solchen Konflikt bis in alle Kon-
sequenzen hinein zu folgen. In einer klaren, prägnanten Prosa entfaltet
sich die Lebenswelt einer Frau, die sich dem Leser ähnlich unvergesslich
einprägen kann wie Wolfgang Mattheuers ›Ausgezeichnet‹.« Ein Ge-
mälde, das seit seiner ersten Ausstellung 1974 auf viele Betrachter einen
nachhaltigen Eindruck gemacht hatte. Und dies offenbar ganz speziell

auch auf Heiduczek; denn eine Episode seiner Novelle liest sich wie die Vorgeschichte jener Situation, die der Maler im Bild festgehalten hat. Zwischen ihm und Mattheuer bestand wohl auch eine engere persönliche Verbindung. Als in den 1990er Jahren Elmar Faber in seinem Leipziger Verlag Die DDR-Bibliothek herausgab und jedem Band einer Vorzugsausgabe eine Graphik beigefügt wurde, schuf Mattheuer einen Holzschnitt zu »Tod am Meer«. (Da ich den Preis für eines dieser teureren Exemplare nicht gescheut habe, hängt seitdem in meinem Arbeitszimmer auch ein kleiner Original-Mattheuer.) Der Schlussgedanke meines Artikels von 1986 war als besonderes Lob gemeint. Ich schrieb damals: »Wenn später einmal jemand erfahren will, wie wir wirklich gelebt haben in den 70er, 80er Jahren, dann wird er auch Heiduczeks Novelle lesen müssen.« Als ich ein Jahrzehnt später dem Autor in der Leipziger Stadtbibliothek zum 70. Geburtstag gratulierte, konnten sich zu meiner großen Überraschung seine Frau und er noch fast wörtlich an diesen Satz erinnern. Dies freute mich natürlich, wie es mich überhaupt freute, dass Werner Heiduczek auf meine Bemühungen um ihn und seine Texte freundlich reagiert hat (in mein Exemplar der Novellen »Reise nach Beirut« und »Verfehlung« hatte er hineingeschrieben: »Lieber Klaus Pezold, hab herzlichen Dank für Dein ehrliches Engagement«), war er doch wie Martin Walser und Günter Grass einer aus jener Generation, deren Vertreter die Nachkriegsliteratur in BRD und DDR maßgeblich geprägt und meine eigene Generation stark beeinflusst hatten. Persönlich habe ich mich ihm daher stets mit Respekt und Zurückhaltung genähert. Arbeitskontakte zu ihm gab es immer mal wieder. 2003 besuchte ich ihn, der damals in einem neu gebauten Einfamilienhaus in Holzhausen lebte, um ihn für die Teilnahme an einer von der Rosa-Luxemburg-Stiftung veranstalteten Tagung fünfzig Jahre nach dem 17. Juni 1953 zu gewinnen. Dieses historische Datum hatte in seinem eigenen Leben eine einschneidende Rolle gespielt und wir baten ihn um die Lesung der entsprechenden Partie aus seiner damals im Entstehen begriffenen Autobiographie. Als diese dann 2005 unter dem Titel »Die Schatten meiner Toten« bei Faber & Faber herauskam, schrieb ich darüber in »Leipzigs Neue«.

Besonders beeindruckt hatten mich die Passagen des Buches, in denen Heiduczek, noch völlig unter dem Eindruck des Krestodes seiner Frau stehend, über die Tiefen und Höhen ihrer jahrzehntelangen Beziehung Rechenschaft abgelegt hatte. Mein Respekt vor ihm als Persönlichkeit

wuchs dadurch noch mehr, aber eben auch meine persönliche Zurückhaltung ihm gegenüber. Im Dezember 2006, bei der Zusammenstellung der Gästeliste für die Feier meines 70. Geburtstages in der Moritzbastei, hätte ich es als Zumutung empfunden, ihn mit einzuladen. Ich wollte mich nicht durch seine Teilnahme selbst erhöhen – nachträglich erfuhr ich jedoch über mehrere Ecken herum, dass er damals seine Verwunderung geäußert hat, nicht mit eingeladen worden zu sein. Wieder ein Beispiel für meine mitunter übertriebene Bedenklichkeit. (Bei der allerdings in diesem Fall mitgespielt haben mag, dass ich zu seiner neuen Lebenspartnerin, die ihm nach dem Tod seiner Frau in seinem hohen Alter zur Seite stand, keinen rechten Zugang finden konnte.) Ein zweiter Leipziger Autor aus dem Kreis des Schriftstellerverbandes, zu dem sich ein die Wende übergreifender Arbeitskontakt ergab, war Joachim Nowotny. Ihn kannte ich zumindest von fern schon aus der Studienzeit, da er dem Jahrgang über mir angehört hatte und mit meinen Kollegen und Freunden aus diesem Kreis wie Klaus Schuhmann, Dieter Pilling oder Dieter Löffler in Verbindung stand. Wie schon erwähnt, schrieb ich 1985 eine Besprechung seines damals neuesten Erzählungsbandes »Schäfers Stunde« für die »Leipziger Volkszeitung« (»Etwas für Freunde von Geschichten, die gut erzählt sind«), später (1998) für »Leipzigs Neue« den längeren Artikel »Einer, der aus den Lausitzer Wäldern kam ... Zum 65. Geburtstag von Joachim Nowotny« und 2001 eine Besprechung seines, wie sich im Nachhinein herausstellte, letzten Buches »Als ich Gundas Löwe war«. Ihr hatte ich die Überschrift »Freude über ein lange erwartetes Nowotny-Buch« gegeben. Denn ich stand auch nach dem Ende des Staates DDR zu meinem Urteil von 1985, wo ich am Schluss der Besprechung in der »Leipziger Volkszeitung« geschrieben hatte: »Im Klangbild der DDR-Literatur würde etwas fehlen, gäbe es ihn nicht, diesen Nowotny-Ton.«

Beeindruckt hatte mich immer wieder der Erzähler aber auch der Autor als Person. Er war von 1978 bis 1989 einer der Vizepräsidenten des Schriftstellerverbandes der DDR, hat aber nie um diese Stellung irgendein Aufhebens gemacht, es brauchte vielmehr seine Zeit, bis man überhaupt mitbekam, dass er diese Funktion ausübte. Doch war er, wie ich persönlich habe erleben können, sofort bereit, deren Möglichkeiten zu nutzen, wenn er damit anderen gegen Entscheidungen aus beschränkter Funktionärssicht beistehen konnte. Im Herbst 1988 wollte sich unsere Autorengruppe für die Schweizer Literaturgeschichte vor der letzten

konzentrierten Schreibphase noch einmal für zwei bis drei Tage zu einer Beratung an einen ruhigen Ort außerhalb des hektischen Universitätsbetriebes zurückziehen. Und da der Termin (Ende Oktober, Anfang November) nicht in der Ferienzeit lag, war uns vom Schriftsteller-Erholungsheim Petzow am Schwielowsee zugesagt worden, uns für diese Zeit dort aufzunehmen. Zu unserer Gruppe von Autoren gehörte auch mein Kollege und Freund Wladimir Sedelnik vom Gorki-Institut für Weltliteratur der Sowjetischen Akademie der Wissenschaften in Moskau. Er hatte zu unserer Freude sein Kommen ebenfalls angekündigt. Doch der Generalsekretär des Schriftstellerverbandes stellte im letzten Moment unseren Aufenthalt in Petzow wegen dieser Teilnahme eines Ausländers (!) wieder in Frage – es war dies eben die Zeit von Glasnost in der Sowjetunion und »Sputnik«-Verbot in der DDR. Dass wir dann dennoch nach Petzow fahren konnten, verdankten wir der Intervention des Vizepräsidenten Joachim Nowotny (und noch eines anderen Vizepräsidenten, den der Verlag Volk und Wissen um Hilfe gebeten hatte). Keine Frage, dass ich Joachim Nowotny zur Feier meines 70. Geburtstages 2007 mit eingeladen habe. Leider konnte er dieser Einladung jedoch nicht folgen, da er seit einem Unfall Anfang der 1990er Jahre an den Rollstuhl gefesselt war und ihm der Zugang zur Moritzbastei zu große Schwierigkeiten bereitet hätte. Ich meinerseits habe ihm persönlich zu seinem 70. Geburtstag gratuliert und durfte auch an der schönen Feier aus Anlass seines 75. Geburtstages teilnehmen, die sein Verleger und Studienfreund Elmar Faber im Sommer 2008 in seinem eigenen Garten für ihn gestaltet hat. Bei meiner Geburtstagsfeier am 30. Januar 2007 wirklich dabei gewesen sind aus dem Kreis des damals schon lange ehemaligen Schriftstellerverbandes Helmut Richter und Peter Gosse. Sie waren die Beiden, die mich mit ihrer Haltung und ihrem Wirken vor und nach dem Umbruch von 1989/90 am stärksten beeindruckt hatten. Peter Gosse, dessen Moderation der Begegnung mit Günter Grass 1987 am Institut für Literatur ich bereits an anderer Stelle zu schildern versucht habe, war in meinen Augen, sowohl was den Verband als auch das Institut betraf, der wichtigste Partner Helmut Richters, für den ich von Anfang besonderen Respekt empfunden hatte. Später hat er in bewunderungswürdiger Weise als letzter Direktor des Becher-Instituts um und für dessen Erhalt gestritten.

Neue Möglichkeiten in den 1990er Jahren

Ein neuer Ansatz zur Zusammenarbeit mit Autorinnen und Autoren hatte sich für mich Ende 1993 durch die Gründung des Literaturhistorischen Arbeitskreises beim Rosa-Luxemburg-Verein ergeben. Neben Vorträgen oder auch größeren Veranstaltungen zu literaturwissenschaftlichen Themen (wie dem erwähnten Kolloquium zum 60. Geburtstag von Volker Braun) wollten wir als eine zweite Linie unserer Tätigkeit, Autorinnen und Autoren mit von ihnen gelesenen neuen Texten vorstellen, um ihnen auf diese Weise eine Gelegenheit zu öffentlichem Auftreten zu bieten. Beabsichtigt war einerseits, mit Autoren ins Gespräch zu kommen, die vor 1989/90 in ihren Wirkungsmöglichkeiten eingeschränkt gewesen waren und in ihrer bedrängten Situation kaum Unterstützung von Seiten der an der Karl-Marx-Universität tätigen Literaturwissenschaftler erfahren hatten. Andererseits sollte die Zusammenarbeit mit Autorinnen und Autoren fortgeführt werden, zu denen schon längst gute Kontakte bestanden und deren Arbeiten unter den neuen Umständen weniger öffentliche Resonanz fanden als früher, so dass sie nun ihrerseits an den Rand gedrängt zu werden drohten. Dabei sahen wir in Erinnerung an die Maxime Hans Mayers »Man ist Literaturhistoriker oder man ist es nicht« unsere Aufgabe als jeweiliger Moderator der Veranstaltung nicht nur darin »Guten Abend« und »Herzlich willkommen« zu sagen, sondern die Lesende oder den Lesenden in möglichst knapper aber doch aussagekräftiger Weise dem Publikum vorzustellen bzw. in Erinnerung zu bringen. Diese Einführungstexte erwiesen sich dann häufig auch als Brücke zu einem Beitrag für »Leipzigs Neue«.

Gäste des Arbeitskreises waren Helga Königsdorf (in einer gemeinsamen Veranstaltung mit der Linken Studentengruppe an der Universität), Andreas Reimann, Klaus E. Schneider, Bernd Schirmer, Joachim Nowotny, Helmut Richter, Erik Neutsch, Rudolf Scholz, Hans Pfeiffer, Ralph Grüneberger, Peter Gosse und Jürgen Lehmann. In »Leipzigs Neue« erschienen zur Mehrzahl dieser Lese-Gäste Artikel bzw. Rezensionen, darüber hinaus auch zu Horst Drescher und Erich Loest. Im Jahr 1999 wurde diese Veranstaltungslinie des Arbeitskreises zugunsten einer von Christel Hartinger im Rahmen der Aktivitäten der Rosa-Luxemburg-Stiftung begründeten Lesereihe im Café Puschkin eingestellt.

Im Zusammenhang mit den hier kurz skizzierten Bemühungen unseres Arbeitskreises ergaben sich für mich auch einige neue Arbeitskontakte zu Autoren, von denen zwei über den konkreten ersten Anlass hinaus Bestand hatten: der zu Horst Drescher und jener zu Andreas Reimann. Es war eines der besonderen Verdienste, die sich Helmut Richters als Vorsitzender des Leipziger Schriftstellerverbandes erworben hat, dass er 1985 den 56jährigen Horst Drescher dazu brachte, Mitglied des Verbandes zu werden. Dieser war damals in Leipzig ein bekannter Unbekannter. Man wusste irgendwie von ihm, vielleicht hatte man ihn einmal im Blumengeschäft seiner Frau am Südfriedhof gesehen, in dem er arbeitete. Oder man hatte seinen Namen als Herausgeber und Nachwortschreiber in einem Reclam-Heft mit Texten von Friederike Kempner, Joachim Ringelnatz oder Karl Valentin gelesen. Eventuell hatte einem auch jemand, der ihn aus Studienzeiten kannte, etwas von seiner Geschichte erzählt – ich weiß nicht mehr genau, was in welchem Maße bei mir zutraf. Auf jeden Fall aber war ich ab 1980 als regelmäßiger Leser der Zeitschrift »Sinn und Form« auf Texte von ihm aufmerksam geworden. Besonders auf die dort von ihm veröffentlichten, »Notizen« genannten Aphorismen (1987 dann als Sammlung in der Reihe »Edition Neue Texte« bei Aufbau erschienen), die zu einer ganz besonderen Leseerfahrung für mich geworden sind. Denn sie waren geeignet, den Optimismus eines wohlwollend-kritischen DDR-Bürgers, wie ich einer war, auf eine harte Probe zu stellen. Sie legten nicht nur den Finger auf offenkundige Wunden, sie setzen sich mit ihren Widerhaken auch dort schmerzhaft fest, wo eine solche noch gar nicht wahrgenommen wurde. Dabei kamen sie keineswegs anspruchsvoll gewichtig daher, sondern, wie es der Titel des folgenden Beispiels benennt, eher »Beiläufig (der kernige Spruch ›Wo gehobelt wird, da fallen Späne!« stammt übrigens von den Tischlern, nicht vom Holz.)« Und hier fand man auch deutliche Hinweise auf die Lage des Schreibenden: *Ein paar Leute*. »Mein Bekanntheitsgrad ist nicht sehr groß in diesem Lande; ein paar Leute gibt es, die reden von mir als einem ›Geheimtipp‹. Und dazu gibt's noch ein paar Leute, die sorgen dafür, daß dies auch so bleibt.«

Horst Drescher hatte nach Besuch der ABF von 1953 bis 1957 in Leipzig Germanistik studiert und war anschließend zwei Jahre Lektor am Mitteldeutschen Verlag gewesen, bevor er dann auf die Seite der Autoren wechselte. 1962 schrieb er das Drehbuch für einen im Studentenmilieu spielenden Film, dazu auch ein Theaterstück ähnlicher Thematik. Beide

Arbeiten – für den Film waren, woran ich mich dunkel erinnere, bereits Aufnahmen im alten Universitätsgebäude entstanden – wurden Opfer des kulturellen Kahlschlags nach dem 11. Plenum von 1965. Und da ihr Verfasser noch keinen Namen als Schriftsteller besaß, war es möglich, die Verbote gegen ihn so einzusetzen, dass ihm der Zugang zur Öffentlichkeit dauerhaft versperrt blieb. Sehr viel später erst, in den 1980er Jahren, änderte sich langsam seine Situation, als ihm die Redaktion von »Sinn und Form« und schließlich der Aufbau Verlag die Veröffentlichung eigener Texte zu ermöglichen begannen, öffentliche Anerkennung fand Horst Drescher jedoch erst nach der Wende. Im Mai 1990, nach genau drei Jahrzehnten schriftstellerischer Arbeit, verlieh ihm die Akademie der Künste (damals gerade noch die der DDR) ihren Feuchtwanger-Preis. 1992 wurde er Mitglied einer neuen Freien Akademie der Künste zu Leipzig, 1994 erhielt er die Ehrengabe der Schillerstiftung, und als 1996 die Sächsische Akademie der Künste gegründet wurde, wählte diese ihn zum Sekretär der Klasse Literatur und Sprachpflege, ein Amt, das er bis 2001 ausübte. Für ihn entstand die völlig neue Situation, im literarisch-kulturellen Leben wirken und als Autor öffentlich auftreten zu können, nicht nur in seiner sächsischen Heimat, sondern auch auf Lesereisen in ganz Deutschland. Anerkennung zu finden, nicht mehr zwingend ein »Geheimtipp« sein zu müssen. Es war für ihn mit Sicherheit die glücklichste Zeit seines Schriftsteller-Lebens, die jedoch bald von neuen negativen Erfahrungen überschattet wurde.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Horst Drescher hatte noch vor dieser Zeit begonnen. Mitte der 1980er Jahre waren wir beide neu bei den Veranstaltungen des Schriftstellerverbandes mit dabei und nahmen uns zumindest optisch gegenseitig wahr. Und als im Januar 1987 eine kleine Abordnung des Verbandes mir in der Universität zum 50. Geburtstag gratulierte, hatte er sich, da er gerade im Verbandssekretariat gewesen war, dieser Gruppe angeschlossen. So jedenfalls habe ich das lange in Erinnerung gehabt. Später jedoch hat mir Helmut Richter einen an ihn gerichteten Brief Horst Dreschers vom 26. Januar 1987 gezeigt, aus dem hervorgeht, dass dessen Entschluss, sich an der Gratulation zu meinem Geburtstag zu beteiligen, keineswegs ganz so spontan entstanden war. Es hieß dort: »Aber ich las auch in den VM (Verbands-Mitteilungen) vom Geburtstag des Klaus Pezold, und wir hatten daran mal einen geordneten Bildungsweg geortet im Gespräch. Und ich habe über seinen Lebensweg nachgedacht, und sein Gesicht, merkwürdig beherrscht und

offen und verschlossen, habe ich auch angesehen mehrmals. Und da habe ich ihm einen Geburtstagsgruß geschickt: schließlich wird man so sehr oft nicht Fünfzig. Ich war seit anderthalb Generationen nicht mehr an der Uni [...], also ich ginge da mit.« So war ich Horst Drescher persönlich etwas näher und zugleich in den Besitz des ersten charakteristischen Drescher-Briefes in Form eines kleinen Gratulationsbillets gekommen. Im Lauf der Jahre folgten eine ganze Reihe ausführlicherer Exemplare, fast immer ergänzt durch zusammengefaltete Zettel mit kleinen, aus gepressten Blättern und Blüten, die mit Siegellack auf dem Papier fixiert waren, komponierten Natur-Graphiken, signiert mit dem rotfarbenen Abdruck eines (seines?) chinesischen Namensstempels. Diese Sammlung zeugt von einem Kontakt über längere Zeit, der sporadisch blieb, aber Momente von Nähe und Übereinstimmung einschloss.

Wichtig dafür ist wohl der Artikel gewesen, mit dem ich in »Leipzigs Neue« die 1995 bei Reclam Leipzig erschienene Sammlung kurzer Prosa Horst Dreschers vorgestellt habe. Er reagierte damals mit einem längeren Brief: »Lieber Klaus Pezold, meinen Dank für die Rezension und so menschenfreundlich einfühlsam, Leipzigs Neue, im Schatten der allmächtigen LVZ. Und für die Zusendung; von vielem höre ich nur als Gerücht. [...] Ja so schreibt über unsere Literatur ein Eingeweihter, so hörte ich dem Adolf Dresen zu am Sonntag im Schauspielhaus. Und Sie haben schön zitiert! Wilhelm Rudolph wird eben unterdrückt mit seinem Werk von der Postpostpostmoderne wegen eben solcher Meinungen.« Ich hatte über Dreschers Künstlerporträts geschrieben: »Überhaupt sind diese Texte stets Zeugnis eines äußerst sensiblen Eingehens auf eine andere Künstlerpersönlichkeit und Selbstzeugnis in einem. Sie geben immer auch Auskunft über die ethischen und ästhetischen Prämissen ihres Autors. So wenn er etwa Wilhelm Rudolph mit dem Satz zitiert: »Handwerk ist die Grundlage der Kunst, alles Auffällige und Exaltierte muß man vermeiden.« Am Ende seines Briefes schilderte Horst Drescher noch eine persönliche Erfahrung mit der »allmächtigen LVZ«, der »Leipzigs Neue« offensichtlich mit meiner Besprechung seines Buches zuvorgekommen war: »Noch zum Spaß ein Satz, als in der Moritz-Bastei die Buch-Premiere war, da schickte die LVZ eine Journalistin hin. Sie hatte zwei Fragen: Haben Sie gelitten unter der SED-Herrschaft? Und wie kommen Sie jetzt zurecht mit den Verhältnissen der Marktwirtschaft?! Beide Fragen überbrückten den Umstand, daß sie weder Autor noch Buch kannte. Sie wird gedacht haben, meine Fragen passen

immer, nu kanner reden. Ohne Humor wäre es nicht möglich, auch nur zu einer Lesung zu gehen. Die LVZ-Journalistin eröffnete ihr Interview mit den Worten: Was haben Sie denn am Anfang gelesen? Ich bin nämlich erst später gekommen. So einer Zeitung macht man doch keine Vorwürfe, daß das Buch nicht besprochen wird. Aber es wird ja besprochen – mit Dank Ihr Horst Drescher.«

Der Titel des Reclam Bandes »Regenbogenpapiermacher. Kurze Prosa« hatte auf eines der aus dem Aufbau Band von 1989 übernommenen »MalerBilder« Horst Dreschers Bezug genommen. Dieses war dem letzten Vertreter einer alten Handwerkskunst, dem Leipziger Marmoriermeister Gerhard Hesse, gewidmet, von dem Drescher schrieb, er sei »berühmt und ganz unbekannt zugleich; eine wahrhaft bemerkenswerte Existenz«. Dies wiederum schien mir auch auf den Verfasser des Textes zuzutreffen, und so hatte ich meinen kleinen Aufsatz mit diesem Zitat überschrieben: »Berühmt und ganz unbekannt zugleich«. Horst Drescher und sein *Regenbogenpapiermacher*«. Wichtig war mir, die Leser von »Leipzigs Neue« deutlich auf die Umstände hinzuweisen, die zur Unbekanntheit Dreschers zu DDR-Zeiten geführt hatten: die repressiven Exzesse der Kulturpolitik von Partei und Staat in verschiedenen Phasen der DDR-Geschichte. Der Autor selbst hat davon in seiner, in dem Band »Regenbogenpapiermacher« mit abgedruckten Dankrede bei der Verleihung der Ehrengabe der Schillerstiftung im November 1994 gesprochen: »Ich weiß, wovon ich rede [...]. Unbequeme Talente. Wie hat man die unbequemen Talente gedemütigt, direkt und indirekt, verängstigt, mit materieller und seelischer Not bedrängt; oftmals ließ der Stolz schweigen über Behandlung, die das Selbstwertgefühl zerstören sollte, die Kreativität.« Aber es gab für ihn »immer wieder« auch »Hilfe, oftmals unerwartet, und Solidarität. Und glückliche Umstände, das Unwägbare«. An anderer Stelle, in dem ebenfalls in die Reclam-Sammlung mit aufgenommenen Text »Hörsaal 40« hat Horst Drescher ein Beispiel dafür benannt: Als am Leipziger Theater sein Studenten-Stück »in den letzten Proben liquidiert« worden war, »ebenfalls ohne ein Wort der Erklärung an den Autor, [...] da fragte Professor Dr. Walter Dietze in einem Universitätszeitungs-Artikel öffentlich an, warum man eigentlich die literarische Gestaltung studentischer Thematik fordert, wenn man danach mit dieser Literatur so umzuspringen gedenkt. – Ein einsamer Rufer mit einem vorsichtigen Ruf in einer eifrig schweigenden Wüste.« (Walter Dietze gehörte zu der ersten Generation

Leipziger Mayer-Schüler, die noch Soldat im Zweiten Weltkrieg gewesen waren. Er hatte nach seiner Rückkehr aus der Kriegsgefangenschaft das Abitur nachgeholt, zufällig gerade an der Leibniz-Schule in einer Abschlussklasse für Kriegsheimkehrer meines Vaters, so dass es für mich eine gewisse familiäre Verbindung zu ihm gab, dann Germanistik studiert und bei Hans Mayer sowohl promoviert als auch habilitiert. Als Goethe-Spezialist wurde er Mitte der 1970er Jahre Generaldirektor der Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten für klassische deutsche Literatur in Weimar. Dorthin hätte er mich nach unserer Rückkehr aus Algerien gern mitgenommen, wofür ich mich aber – aus der Rückschau zum Glück – nicht begeistern ließ.)

Dass und auf welche Weise Horst Drescher in dem Prosastück »Hörsaal 40« aus der Reclam-Edition von 1995 die Episode mit dem UZ-Artikel Walter Dietzes mit erinnert hat, zeigt zweierlei. Einmal, wie er die wenigen Gesten von Solidarität ihm gegenüber geschätzt und in der Erinnerung bewahrt hat. Zum anderen seine geheime Bindung an eine Reihe seiner Mitstudenten, deren weitere Wege er immer irgendwie im Auge behielt. 2014, als sich ihre Reihen schon gelichtet hatten, schrieb er in einem Brief: »Man hatte gedacht, die Truppe um die Zeit von Hörsaal 40 gehöre eben zu unserem Leben. Nun ja«. Über Hans Dahlke, der dann während meiner Studienzeit ein von uns bewunderter Assistent und zeitweiliger FDJ-Sekretär gewesen war, findet sich ein eigenes Erinnerungsporträt in den bei Reclam veröffentlichten Texten, ebenso ein gewichtiger Erzählessay über Uwe Johnson, das Idol des jungen zukünftigen Schriftstellers Horst Drescher. Beides Nachrufe auf damals bereits Verstorbene. Wichtig – allerdings wohl eher als eine Art Gegenpol – war ihm auch Alfred Klein geblieben, der wie er von der ABF nach Leipzig zu Mayer gekommen war: 1997 hat er sich mit seinen neuen Möglichkeiten für die Veröffentlichung von dessen Schrift »Unästhetische Feldzüge. Der siebenjährige Krieg gegen Hans Mayer (1956–1963)« im Verlag Faber & Faber verwendet. Ein anderer Brief aus dem Jahr 2014 bestätigt die Bedeutung der besonderen Beziehung zu ihm: »Na Alfred Kleins Wege und Umwege, eine Biographie von Format.« Und so war ihm auch nicht gleichgültig, was wir ehemaligen Mayer-Schüler im Literaturhistorischen Arbeitskreis der Rosa-Luxemburg-Stiftung unternahmen. Eine unserer Veranstaltungen im Haus des Buches hat er 1997 auf jeden Fall selbst besucht, wie eine briefliche Äußerung von ihm bestätigt. Wir hatten in einer Reihe »Zur Geschichte der

literaturwissenschaftlichen Germanistik in Leipzig nach 1945« an ehemalige, inzwischen aber verstorbene Kolleginnen und Kollegen zu erinnern versucht, an Edith Braemer, Walter Dietze und – eben am 11. Dezember 1997 – an Hans Dahlke, (sechs Jahre später dann auch an Alfred Klein). Nach dem Dahlke-Abend schrieb mir Horst Drescher: »Lieber Klaus Pezold, meine kleine Post ist ausgelöst durch einen resignativen Nebensatz: ›eine Illusion, von der wir uns eben womöglich auch verabschieden müssen ...‹ Sie sagten es im Bemerken, wie viele Germanistikstudenten im Raume sind, um etwas über ihre Vorgeschichte zu erfahren. Keiner. Tausend Meter entfernt von der Universität. Ja, so ist das. Ich habe 1997 zweimal eine Lese-Reise gemacht in meine alte Heimat: meine Erinnerungen waren ähnlich. Es war sehr anrührend alles, aber: Die Wurzeln sind gerodet. Man hört mir zu bei Geschichten von Krieg und Vorkriegszeit, Geschichten aus ihrem Milieu, als erzähle ich vom Dreißigjährigen Kriege ... So ähnlich ist ja Erzählen von Prof. Dr. Hans Dahlke 1932–1984.«

An dem 1996 von unserem Arbeitskreis veranstalteten 3. Walter-Markov-Kolloquium der Rosa-Luxemburg-Stiftung zum Thema »Hans Mayers Leipziger Jahre« hatte Horst Drescher, soweit ich mich erinnere, nicht teilgenommen – das war für ihn wohl eine zu offizielle Veranstaltung. Aber nachdem Günter Mieth und ich ihm 2005 ein Exemplar des gedruckten Tagungsprotokolls geschenkt hatten, hat er sich unsere Beiträge sehr genau angesehen. In einem Dankesbrief schrieb er mir: »In dem Buchheft, das Ihr mir freundlich gewidmet mitgabt nach unserem Gespräch im Februar anno 2005, da ist ein aufschlussreicher Text von Dir zu lesen: Hans Mayer als Partner von Autoren Ost/West. Und eben las ich wieder den vorletzten Absatz. ›So eigenartig dies vielleicht klingen mag ...‹ Ja diese Ahnung kann wohl jeder unterschreiben, der so existentiell in dieses deutsche Deutschdeutsche jener Jahrzehnte verwickelt war ... Mein Weggang aus dem ›Verlagswesen‹ der DDR, wer kann sagen, wovor und vor was mich dieser Schritt bewahrt hat; freilich diese Parteimitgliedschaft war ein zähes und gutgesponnenes Netz für Wohlverhalten. Ich neigte ja immer zur Bockigkeit. ›Zumindest möchte ich dies an dieser Stelle von mir sagen‹. Ein respektabler Satz. Wie wahr!« (Ich hatte mit Blick auf die Entscheidung Professor Mayers, im Sommer 1963 nicht wieder nach Leipzig zurückzukehren, und die Art, wie er diese dann öffentlich begründet hatte, nämlich nicht als politische Entscheidung gegen die DDR, sondern, weil die Voraussetzungen, die

ihn 1948 dazu gebracht hatten, aus Westdeutschland hierher zu kommen, nicht mehr bestanden, in meinem Beitrag geschrieben: »So eigenartig dies vielleicht klingen mag, seine an der Leipziger Universität arbeitenden Schüler, mussten Professor Mayer auch wegen Zeitpunkt und Art seines Weggangs im Grunde dankbar sein. Denn keiner kann im Nachhinein mit Sicherheit von sich wissen, wie er sich bei einer weiteren Zuspitzung des Konflikts zwischen Verpflichtung dem Lehrer gegenüber und Bindung an Parteidisziplin und akademische Laufbahn wirklich verhalten hätte. Zumindest möchte ich dies an dieser Stelle von mir sagen.«)

Interessiert und betroffen reagierte Horst Drescher ebenfalls, als ihm 2012 ein Exemplar von Heft 1 unserer »Texte zur Literatur« in die Hände fiel. Es enthielt je einen Beitrag zur Hölderlin-Rezeption im 20. Jahrhundert von Günter Mieth, mir und Alfred Klein, von letzterem den Vortrag auf der Gründungsversammlung des Literaturhistorischen Arbeitskreises im Dezember 1993 »Im Zwielficht des Jahrhunderts. Johannes R. Bechers Hölderlinbilder«. Den »erregten Text von Alfred Klein«, so schrieb mir Horst Drescher nach seiner Lektüre, »habe er mit Erregung« gelesen: »Bechers Rettungsversuche mit Hölderlin schildert Alfred Klein so erregt, so in eigene Verstrickungen verstrickt, es ergreift«.

Es war sehr beeindruckend, wie der Autor trotz aller bitterer Erfahrung mit Missachtung und Behinderung vor 1989 in und nach der Wende offen geblieben war für das unaufgeregte individuelle Gespräch zwischen Menschen mit unterschiedlichen DDR-Biographien. Am Ende meines Artikels von 1996 hatte ich als Beleg dafür auf seine Rolle in den damaligen Debatten im PEN-Club hinweisen können: »Und wenn sich jetzt die Mehrheit der Mitglieder des West-PEN entgegen den Wünschen der Scharfmacher in ihren Reihen für die Vereinigung mit dem Ost-PEN ausgesprochen hat, so ist das sicherlich auch dem geduldigen Bemühen und der unbezweifelbaren Integrität des ›berühmten und unbekannt‹en Schriftsteller Horst Drescher aus Leipzig zu danken. Die Stadt, in der er lebt, sollte eine solche Wirkung in der Stille nicht gering achten.« Ein knappes Jahrzehnt später ist Drescher in einem Brief an mich von sich aus auf jene deutsch-deutschen Auseinandersetzungen, in die er hineingezogen worden war, zurückgekommen – und er hat ein bitteres Resümee gezogen: »Wie herrlich direkt gings da unter den ›Architekten‹ zu. Die Macht in Deutschland-Ost ließ einen Palast ihrer Republik bauen. Bei Schleifung des Staates wurde der Palast erst geschlossen, danach

durch Asbest-Sanierung anruiniert, dann lustig ausgeschlachtet jahrelang; und nun sollen im Herbst anno 2005 die Sprengkommandos kommen. Tabula rasa. Gras? Schloss? Postmoderne? Wie hätte man da die beiden entstandenen deutschen Literaturen vereinigen können, zum Nutzen aller. Bücherverkippung 90/91. Bei der Verkippung der Autoren samt Wissenschaftler entstand ein Gehudel, in das es selbst mich reizte. PEN! PEN! So entstand, was wir heute haben, und ich habe auch keinen rechten Namen dafür. Derzeitszustands-Halbpatt.«

Horst Dreschers Gesprächsbereitschaft haben Günter Mieth und ich in den ersten zweitausender Jahren mehrfach auch persönlich auf angenehme Weise erleben können. Im Februar 2005 hatte Günter Mieth ihn und mich zu sich eingeladen – es war die Gelegenheit gewesen, bei der wir ihm »Hans Mayers Leipziger Jahre« gemeinsam hatten überreichen können – im Sommer 2006 trafen wir uns zu dritt im Biergarten der Gosenschänke. In Günter Mieth fand Drescher einen Partner, der nicht nur – wie ich – zum Kreis des Hörsaals 40 gehörte, sondern auch noch sein Altersgenosse war und zudem mit ihm die Herkunft aus der Oberlausitz teilte. Da gab es zwischen ihnen viel zu erzählen, und für mich die von mir sehr geschätzte Möglichkeit, nicht viel reden zu müssen, dafür aber interessiert zuhören zu können. Nach dem Tod von Günter Mieth schrieb Horst Drescher über diesen seinen Gesprächspartner: »Ein Leben wie Günter Mieth, was für ein Format, das hätte er erzählen müssen seinen Nachgeborenen in all seinen Dimensionen.« (Brief von Frühjahr 2014)

Eine größere Nähe zu Horst Drescher entstand für mich zur Zeit unserer Dreiertreffen auch rein räumlich, da er aus seiner alten Wohnung in der Oststraße nach Marienbrunn umgezogen war. Und zwar in den Rübezahweg, den Nachbarweg des Rapunzelweges, in dem Christine und ich bis Anfang 2006 gewohnt haben. Jetzt konnten wir uns Briefe gegenseitig direkt in den Briefkasten stecken (Drescher schrieb dann jeweils »Handeinwurf« auf den Umschlag). Und meine Kalender-Eintragungen weisen zumindest einen persönlichen Besuch von ihm in unserem Garten aus, wo wir zu dritt ein Glas Wein getrunken haben. »Liebe Nachbarn in der Rapunzelgasse ...« schrieb er uns danach. Die Gemeinsamkeit unseres Wohnquartiers führte natürlich auch dazu, dass man häufiger zufällig zusammentraf (oder genauer: dem mit dem Fahrrad fahrenden Horst Drescher begegnete). Bei solchen Gelegenheiten empfahl sich jedoch keine allzu große Vertraulichkeit: da war der Autor »eigen«, eine Eigenschaft, die er bei den Künstlern, über die er schrieb, mit

Wohlwollen wahrnahm – wohl gerade, weil sie ihm auch selbst nicht fremd gewesen ist. In meinem Gratulationsbrief zu seinem 85. Geburtstag habe ich dies leicht angedeutet, aber vor allem meine Dankbarkeit über seine grundsätzliche Gesprächsbereitschaft ausgedrückt: »Vor genau 27 Jahren erhielt ich zu meinem 50. Geburtstag einen Glückwunsch von Horst Drescher (das Blatt habe ich noch), und seitdem hat es mit längeren oder kürzeren Unterbrechungen immer wieder schriftliche oder mündliche Gespräche gegeben, an die ich mich gern erinnere. Ganz besonders an jene, bei denen noch ein zweiter Oberlausitzer beteiligt gewesen ist, der es nun nicht mehr zu einem 85. Geburtstag bringen wird. Da konnte ich als einer der – doch schon – nächsten Generation gut zuhören, was mir ein besonders angenehmer Part bei einem Gespräch ist. Dass es überhaupt zu einem Gespräch kommt, ist ja nicht selbstverständlich. Als wir uns kürzlich im Konsum über den Weg liefen, schien mir nicht der richtige Zeitpunkt dafür zu sein; da habe ich mich lieber auf die flüchtige Begrüßung beschränkt und nicht von dem gesprochen, was mich damals (es war nicht lange nach dem Tod von Günter Mieth) bewegt hat.«

Im letzten Lebensjahrzehnt Horst Dreschers wechselten Phasen längerer Krankheit mit solchen, in denen er überraschend jugendlich-vital wirkte und auch wieder intensiver arbeiten konnte. Dann stieg gleichfalls seine Bereitschaft zum Gespräch, mündlich und schriftlich. Besonders berührt war ich von seiner Reaktion auf meinen 2012 im Lehmsstedt Verlag herausgegebenen Wiegand-Band. »Das ist ein schönes Buch! Über Heinrich Wiegand, zu Ehren des Heinrich Wiegand«, schrieb er mir: »Du warst dem Buche Vater & Mutter, aber Lehmsstedt gab das Haus dazu; muß ja über allem ein Dach sein.« Person und Leistung Heinrich Wiegands hatten ihn offensichtlich beeindruckt: »Nun hat der zerbrochene Mann Heinrich Wiegand durch Dich sein Ehrenmal bekommen. Nicht Gerede über ihn, sein Werk. Und so spät, ach was ist in der Literatur spät. Ehre für das, was ihm gestattet war von den Umständen.« Über den frühen Tod des Exilanten machte er sich seine eigenen Gedanken: »Über Wiegands Tod bleibt wohl Unklarheit. Ich vermute, er war am Ende. Dann ist die eigentliche Todesursache eine Nebensache. Man stirbt. Vielleicht hat er nachgeholfen. Wie Tucholsky. Wie neulich Manfred Streubel. Wie so viele wohl. [...] Ja das waren die zwanziger Jahre, von denen ich nur oberflächlich Ahnung habe. In Berlin waren es die Goldenen Zwanziger oder die roerenden. Aber da

war viel Elend materielles und seelisches. Brecht tanzte darin mit seinen Groschenopernerfolgen. Und die 6 Millionen Arbeitslosen? Und Hitler? Zwischen alledem ging Wiegand zugrunde. An der Redlichkeit geht man leicht zugrunde, wie bb bemerkt. Er hätte sollen nach Deutschland zurückgehen, wenn er schon nicht stark genug war für eine Emigration. Aber eben das konnte er wohl nicht.«

Am Schluss seines Briefes kam Horst Drescher noch einmal auf die Überlegung zurück, die dem anfangs gebrauchten Bild vom Haus, das Lehmstedt meinem Unternehmen gebaut habe, zugrundelag: »Nun hat Heinrich Wiegand sein Buch. Es hat eben gedauert. Und dem Verleger sei Dank, denn es ist kein Buch für die fabrikmäßige Verwertung durch die Medien, wie sie auf den Tischen der Großbuchhandlungen liegen; Bestseller ist ja nun schon ein Wort unserer Sprache geworden, wer denkt viel dabei. Uns bleibt nur tätig zu glauben, vielleicht liegt doch ein Sinn in dem Ganzen. Gibt ja immer wieder Überraschungen, Unvorhergesehenes.« Dies schreibend, befand sich der Autor schon seit einigen Jahren in der bedrückenden Lage, niemand, d. h. keinen Verlag, zu haben, der ihm das »schützende Dach« für seine literarischen Arbeiten zu bieten bereit war. Die im Reclam-Band »Regenbogenpapiermacher« von 1995 gesammelten, um die Stichworte »Im Viebig« und »Hörsaal 40« gruppierten Texte waren ja erste Bausteine für zwei geplante größere Prosa-Projekte, an denen Horst Drescher immer wieder weitergearbeitet hat. Jedoch keiner der bedeutenden Belletristik-Verlage ist bereit gewesen, in diese Vorhaben zu »investieren« – man versprach sich von diesem älteren Autor eben keine Bestseller mehr. Dies miterleben, war im Wissen um seine Erfahrungen zu DDR-Zeiten für mich besonders schmerzlich. 2005 hatte er in einem Brief die Auswirkungen der von ihm als »Sauladen« apostrophierten Literaturverhältnisse als »mal ideologiebestimmt, mal beherrscht von Marktinteressen«, nebeneinander gestellt: in beiden Fällen seien »die Akteure da nur gelitten.« Er machte sich offensichtlich keine Illusionen, aber er gab dennoch die Hoffnung nicht auf: »Ich Ratloser setze auf die ordnende Kraft der Zeit. Die Jahrzehnte trennen die Spreu vom Weizen und dauerhaft. Obwohl seit ein paar Jahrzehnten versucht die Postmoderne ja, einem die Spreu als Feinweizen zu verkaufen; aber wohin führt uns das.«

Nach einer Tee-Stunde bei ihm im Rübzahlweg Ende Mai 2015 habe ich – vergeblich – versucht, wenigstens auf einem speziellen Feld seines

Schaffens nach einer Publikationsmöglichkeit für ihn Ausschau zu halten. Einige Jahre zuvor hatte ich irgendwie erfahren, der Lehmsstedt Verlag plane ein Buch von Horst Drescher (und ich hatte ihm geschrieben, es würde mich sehr freuen, mit meinem Wiegand im selben Verlag herauszukommen wie er), aber das war dann doch nicht geschehen. Belletristik gehörte ja generell nicht zum Verlagsprogramm von Lehmsstedt, dagegen hatte sich sein Haus den Ruf eines der ersten Plätze für Ausgaben zeitgenössischer Fotografie erworben. Und da schien mir eventuell auch eine Chance für Drescher zu bestehen. Ich schrieb damals an den Verleger: »Da Sie immer wieder neue Fotoschätze entdecken und an die Öffentlichkeit bringen, möchte ich Sie auf einen eventuell noch zu entdeckenden Schatz dieser Art hinweisen. Horst Drescher, Günter Mieth und ich hatten sich in den letzten Jahren ab und zu getroffen, um uns zwanglos über alles Mögliche zu unterhalten. Jetzt war ich erstmals allein bei ihm. Dabei kam er u. a. auf seine Begegnungen mit Wilhelm Rudolph zu sprechen und erzählte, dass er bei seinen Atelierbesuchen damals viel fotografiert habe. Wahrscheinlich gilt das auch für die Besuche bei anderen bildenden Künstlern, aus denen dann seine zuerst in »Sinn und Form« und danach 1989 bei Aufbau erschienenen »Maler-Bilder« hervorgegangen sind. Gezeigt hat er mir die Fotos nicht, aber ich nehme an, dass sie ähnlich sensibel gemacht sind wie die Texte. Es könnte also sein, dass sie sich zu einer Veröffentlichung – zusammen mit den Texten – eignen. Das können natürlich nur Sie beurteilen und entscheiden. Ich glaube aber, es würde sich lohnen, wenn Sie sich die Fotos einmal zeigen lassen würden.« In einem persönlichen Gespräch hat mir Mark Lehmsstedt dann leider erklären müssen, dass ein solches Vorhaben keine Chance auf Realisierung habe. Wie gesagt, der Markt ... Zum Glück hatte ich, in der Vorahnung, mit meinen Überlegungen »auf einen Holzweg geraten« zu können, Horst Drescher nichts von dem Versuch mit diesem Brief gesagt, so dass ihm eine weitere Enttäuschung erspart geblieben ist.

In den letzten Jahren vor seinem Tod – Christine und ich wohnten nun im Triftweg, wieder etwas weiter von ihm entfernt – wurden Begegnungen selten. Eine hatte sich aber zu einer festen Gewohnheit entwickelt: Immer am 2. Januar stand ich mit einer Flasche Wein, nach alter Sitte gegen 11 Uhr, im Rübezahweg vor der Tür, um Horst Drescher zum Geburtstag zu gratulieren. Dies wollte ich 2019 wieder tun, diesmal, dem Anlass seines Neunzigsten geschuldet, mit einer etwas besseren Flasche

Bordeaux, die ich vom Lübecker Weinhaus Tesdorpf (den Kistenmakers aus den »Buddenbrooks«) bezogen hatte. Doch auf dem Namensschild am Gartentor stand ein anderer Name und man konnte auch durch ein Fenster andere, viel jüngere Leute sich in der Wohnung bewegen sehen. Es dauerte einige Zeit, bis ich herausgefunden hatte, wohin Horst Drescher »umgezogen« war. Ihm war es ja vergönnt gewesen, auch nach dem Tod seiner Frau noch lange allein in einer eigenen Wohnung leben zu können, offensichtlich gut unterstützt von seiner in Leipzig ansässigen Familie. Aber nun war das auch für ihn nicht länger möglich gewesen. Ende Februar wusste ich dann, in welchem Heim er Aufnahme gefunden hatte und konnte ihm dort noch nachträglich zu seinem 90. Geburtstag gratulieren. Es war ein schönes neugebautes Alten- und Pflegeheim am Rande der Stadt, in dem er nach einer für ihn sicherlich bedrückenden Übergangsphase mit einem Platz in einem Doppelzimmer sein letztes eigenes kleines Reich gefunden hatte. Er lag angezogen auf dem Bett, aufzustehen und zu laufen fiel ihm offensichtlich schwer, aber er schien sich mit seiner neuen Situation einigermaßen arrangiert zu haben. Und er konnte von einem Erlebnis berichten, dass ihn sehr gefreut haben wird: aus Anlass seines Geburtstages hatte jemand irgendwo in der näheren Umgebung von Leipzig eine Lesung mit ihm im kleinen Kreis veranstaltet und ihn mit dem Auto dorthin gefahren, was alles recht gut gegangen wäre. Beim Abschied verständigten wir uns auf einen eventuellen neuen Besuch von mir in der wärmeren Jahreszeit, wo wir in der Gartenanlage des Heimes draußen sitzen könnten. Er wolle sich bei günstiger Gelegenheit melden. Dazu ist es jedoch nicht mehr gekommen.

Andreas Reimann war einer der ersten Autoren, die ich für eine Lesung im Literaturhistorischen Arbeitskreis des Rosa-Luxemburg-Vereins zu gewinnen versucht habe. Den aktuellen Anstoß dazu hatte sein 1995 in der Connewitzer Verlagsbuchhandlung erschienener neuer Gedichtband »Das Sonettarium« gegeben, von dem ich sehr beeindruckt gewesen war. Hinter diesem Versuch stand aber auch das Gefühl einer besonderen Verpflichtung einem von seiner Biographie und seiner Familiengeschichte her eng an Leipzig gebundenen, hier aber vor 1990 aus dem öffentlichen literarischen Leben weitgehend ausgegrenzten Autor gegenüber, eingeschlossen ein nicht zu tilgendes Moment von schlechtem Gewissen, früher ein vergleichbares Interesse an ihm und seinen Texten nicht aufgebracht zu haben. Am 15. März 1996 traf ich

mich erstmals mit Andreas Reimann im Café Maitre, seinem Stammsitz in der Karl-Liebknecht-Straße. Wir besprachen das Programm der geplanten Lesung – es gab bestimmte Sonette, die ich möglichst mit aufgenommen sehen wollte – und traf dabei auf einen zurückhaltenden und freundlichen Gesprächspartner. Die Veranstaltung selbst fand dann während der Buchmesse als Bestandteil des mit ihr verbundenen Leseprogramms am Abend des 27. März in einer kleinen Buchhandlung in der Ritterstraße statt. Ich war etwas aufgeregt, vor allem als plötzlich eine Fernsehkamera auftauchte, aber alles ging gut. Das für den begrenzten Raum durchaus zahlreiche Publikum zeigte sich interessiert und angetan. Auf meine Einführung hatte ich mich schriftlich vorbereitet – da das Blatt erhalten geblieben ist, füge ich den Stichwort-Text an dieser Stelle als Dokument ein:

Wenn man Andreas Reimann mit einem Satz vorstellen müsste, so könnte dieser lauten: er hat eine These seines Großvaters glänzend widerlegt. Diese These Hans Reimanns, des Gründers der »Retorte« und des »Drachen«, des Autors der »Sächsischen Miniaturen« findet sich in seinem »Buch von Leipzig« aus dem Jahre 1929 und lautet: »Laibzj ist kein Boden für Lyrik«. Sein Enkel hat mit dem 1995 bei der Connewitzer Verlagsbuchhandlung erschienenen Band »Das Sonettarium« seinen dritten Lyrikband veröffentlicht.

1975: »die Weisheit des Fleisches«; 1979: »Das Ganze Leben«. Beide erschienen im Mitteldeutschen Verlag in einer heute unvorstellbar hohen Auflage und mit Nachauflagen. Trotzdem lyrisches Werk noch nicht vollständig zugänglich: z. B. Chanson-Texte, da in den 80er Jahren keine neuen Bücher von ihm erscheinen konnten. (Durchaus zum lyrischen Werk gehört schließlich das äußerst erfolgreiche Kinderbuch »Kleine Tier essen gern«.)

Beeindruckende Vielfalt der Themen und Formen. Besonders »besonders« für seine Generation: produktive Auseinandersetzung mit klassischen Formen: Hexameter, Blankvers, das Sonett in seinen verschiedensten Ausprägungen. Dabei fern von klassizistischer Glätte (wie etwa bei Sonetten von J. R. Becher).

Ein sinnlicher Materialismus als Gegengewicht: »die brauchbarste wahrheit ist immer die weisheit des fleischs«, heißt es in dem Gedicht »Erinnerung an einen engel«, das damit den programmatischen Titel für den ersten Lyrikband geliefert hat. Eröffnungsgedicht: »Rede an eine reichliche mahlzeit«, in dem »das mächtige buch des herrn marx« auftaucht: »denn das ist letztlich die philosophie vom genießen der welt«.

Ermöglicht unerwartete, überraschende und überzeugende Konstellationen im Gedicht, produktive Reibung zwischen ungewöhnlichen Inhalten und überlieferter Form. Beispiele: die Sonette »Rezept aus dem Altertum« und »Rezept aus der Gegenwart«. Tradition des Shakespeare-Sonetts. Auch Schlüsselerfahrungen der eigenen Biographie im Sonett gefasst: »Wenn ich an Georg Maurer denk« und »Beethovenstraße 2a«.

1965 nach Abschluss der Ausbildung im Druckgewerbe jüngster Student am Literaturinstitut und Lieblingsschüler Georg Maurers, unfreiwillig beendet nach dem 11. Plenum – das zweite Ende als »schreibverbrecher« 1968 in Stasi-Untersuchungshaft.

Wegen »staatsgefährdender Hetze [Protest gegen Besetzung der ČSSR] zu vier Jahren Haft verurteilt, nach selbst beantragter Revision auf zwei Jahre »reduziert«. Detaillierte Aussagen dazu in Prosastücken des Bandes »Leipziger Allerlei – allerlei Leipzig« (zusammen mit Ulla Heise) 1993.

Soziale Erfahrungen der Kindheit: 1956 aus einem Kinderheim mit seiner Schwester zur Großmutter nach Leipzig gekommen; Leben mit Mindestrente und halber Waisenrente: Gedicht »Etliche dichter« im Band »Die Weisheit des fleischs«

*Eigene Haltung: Sonett »Die ausgezeichnete« nach Mattheuer. Kongenial. Eingangsgedicht des Bandes »Das ganze halbe Leben«: »Bitte im Frieden«: »Leiser sprich, land, dass ich dich hör!
Heitrer sprich, land, und so bleiern nicht mehr«
Schluss: »Land, das ist einfach. Ja, leiser sprich,
daß ich dich höre! Dann hörst du auch mich.«*

Borniertheit der Parteioberen stärker.

Tragik der DDR-Geschichte: Dichter zu Feinden erklärt, auf die man hätte hören sollen.

Knapp acht Monate nach der Veranstaltung im literaturhistorischen Arbeitskreis beging Andreas Reimann seinen 50. Geburtstag und ich konnte, unsere Zusammenarbeit mit der Redaktion von »Leipzigs Neue« nutzend, dort eine Seite des Literaturteils diesem Anlass entsprechend gestalten. Neben vier Gedichten und einem Foto des Autors enthielt sie einen kleinen Gratulationsartikel, der aus meiner Einführung vom 27. März hervorgegangen war und ebenfalls den Ausspruch seines Großvaters als Aufhänger nutzte.

Dass ich dieses Zitat überhaupt kannte, hing mit meiner Beschäftigung mit Heinrich Wiegand zusammen. Zu dessen 100. Geburtstag im

Februar 1995 hatte ich in der Leipziger Stadtbibliothek eine Vitrinenausstellung und einen Gedenkabend vorbereitet und war dabei auch auf Hans Reimanns 1929 in der Reihe »Was nicht im ›Baedeker‹ steht« erschienenes »Buch von Leipzig« gestoßen, aus der das von mir verwendete Zitat stammt. Dort hatte ich eine Bemerkung über Wiegand gefunden, die für mich als ein kompetentes zeitgenössisches Urteil sehr wichtig gewesen ist und mir gewissermaßen als Motto für meine Bemühungen dienen konnte. Im Zusammenhang mit einem Hinweis auf das Leipziger Arbeiter-Bildungs-Institut heißt es bei Hans Reimann: »als Beirat für Theater, Musik und Literatur fungiert Heinrich Wiegand, der in meinem längst entschlafenen ›Drachen‹ zu schreiben begann und sich zum Referenten auswärtiger Blätter aufgeschwungen hat [...] ein gründlicher und sauberer Mensch mit Fonds.« Diese Querverbindung zu einem Arbeitsprojekt, das mich in den folgenden Jahren noch intensiver beschäftigen sollte, hat mir den Kontakt mit Andreas Reimann zusätzlich bedeutsam gemacht. Über ihn erfuhr ich, dass es außer der mir ja bereits bekannten Verbindung zwischen Wiegand und seinem Großvater ebenfalls eine solche, wenn auch indirekte zwischen Wiegand und seiner Großmutter gegeben haben muss. Mir war aus Briefen Heinrich Wiegands an Hermann Hesse bekannt (den Briefwechsel zwischen beiden hatte ich 1978 beim Aufbau Verlag herausgegeben), dass Wiegand in den zwanziger Jahren seinen Sommerurlaub als Lehrer häufig bei seinem Freund Ossip Kalenter (Johannes Burkhardt) in Malcesine am Gardasee verbrachte. Nicht gewusst hatte ich, dass dieser dort zehn Jahre lang mit Thea Reimann-Weide zusammengelebt hat, die nach ihrer Scheidung von Hans Reimann 1923 mit ihren beiden Söhnen nach Italien ausgewandert war. Die in Gesprächen gelegentlich geäußerte Absicht Andreas Reimanns, über seine Großmutter einmal in zusammenhängender Form etwas schreiben zu wollen, hat mich daher immer wieder sehr neugierig werden lassen. Eine Neugier, die bis jetzt leider noch nicht befriedigt worden ist.

Überraschender Weise ergab sich für mich schließlich auch noch eine dritte, nahezu familiäre Ebene meiner Beziehung zu Andreas Reimann. In sehr jungen Jahren schon hatte er mit ersten Gedichten öffentliche Anerkennung errungen, galt er als poetisches »Wunderkind«; »im Alter von zehn Lenzen«, so schreibt er in »Der Reimann-Reigen. Fragmente aus der Chronik einer Leipziger Künstlerfamilie«: »stoßseufzte ich [...] mein erstes Gedicht. Mir gefiel's, Oma gefiel's; der Öffentlichkeit in

Gestalt meiner Deutschlehrerin ging's durch und durch.« Eine seiner Deutschlehrerinnen in der Grundschule, der er sich für Anregung und Förderung sehr verpflichtet fühlte, hieß Gisela Didam und war die Frau des Musiklehrers und bekannten Chorleiters Olaf Didam. Beide waren mit meinen Eltern befreundet und Mitte der 1970er Jahre unsere Nachbarn im Rapunzelweg geworden. Diese Nachbarschaft schuf einige Jahre später die Gelegenheit zu einer für mich, der ich damals gerade geschieden worden war, zukunftsentscheidenden Begegnung mit Gisela Didams jüngerer Schwester Christine. Diese entschloss sich danach, aus Kolumbien, wo sie seit 1969 gelebt hatte, nach Leipzig zurückzukehren. 1987 heirateten wir und Gisela Didam wurde meine Schwägerin. So erfuhr ich auch aus ihrer Sicht von der Geschichte des jungen Dichters in ihrer Klasse. Nach ihrem Tod im April 2008 schrieb ich einen Brief an Andreas Reimann, um ihn im Namen der Familie zu bitten, »eventuell an der Trauerfeier teilzunehmen« und für seine ehemalige Lehrerin eines seiner »Gedichte zu lesen. Aber das ist selbstverständlich nur eine ganz bescheidenen Anfrage, mit der wir Sie auf keinen Fall bedrängen möchten.«

Seine freundliche Antwort kam nach kurzer Zeit: »... mit Betroffenheit habe ich die Nachricht vom Tode Gisela Didams erhalten. Und so muss ich Sie und die Familie meiner ehemaligen Lehrerin sehr um Verständnis bitten, dass ich an der Beisetzung am 27. 05. nicht teilzunehmen vermag: Es ist da eine lebenslange Scheu vor Begräbnissen, die zu begründen jetzt zu weit führen würde, und die mit zunehmenden Alter natürlich nicht abnimmt: Mein gerade abgeschlossener neuer Gedichtband wird heißen »Gräber und drüber« und beginnt mit dem Vers: »Die nächsten werden die nächsten sein.« – Ich habe mir aber erlaubt, ein paar Zeilen zum Tod meiner Lehrerin zu formulieren, die ich Ihnen beilege. Vielleicht möchten Sie diese meine Worte ja einigen Mitgliedern ihrer Familie als Zeichen meiner Anteilnahme zeigen.« Am 30. Mai 2008 konnte ich Andreas Reimann davon berichten, wie seine berührende Gabe in der Stunde des Abschied von Gisela Didam gewirkt hatte: »drei Tage nach der Beisetzung meiner Schwägerin möchte ich Ihnen – auch im Namen von Olaf Didam und allen anderen nahen Angehörigen – noch einmal sehr herzlich für Ihren schönen Beitrag zur Trauerfeier danken. Den Prosatext mit der sinnreichen Anekdote konnte ich in meiner Rede zitieren, das Gedicht hat meine Frau für ihre Schwester direkt am Grab gelesen. Dadurch ist Gisela Didam als Lehrerin für alle Teilnehmer viel

sichtbarer geworden, als das sonst möglich gewesen wäre, und das war für die Hinterbliebenen eine tröstliche Erfahrung. Es waren auch drei ehemalige Schülerinnen da, die die Anzeige in der Zeitung gelesen hatten. Die Schule, an der Gisela Didam 40 Jahre lang ohne Unterbrechung gearbeitet hatte, ließ dagegen jede Reaktion auf einen Brief Olaf Didams vermissen ...«

Der Text Andreas Reimanns, den ich in meiner Trauerrede hatte zitieren dürfen, lautete: »Sie war erst spät meine Lehrerin. Erst, als wir Schüler aus Gohlis mit Beginn der neunten Klasse in den Leipziger Osten verschoben wurden. Und so war ich schon lange, bevor ich sie kennenlernte mit Literatur infiziert. Wenn ich sagte: M a n spürte, dass sie Literatur liebte, ist das unkorrekt. Ich war überzeugt davon, i c h würde es spüren, während bei allen anderen sowieso Hopfen und Malz verloren seien. Und so hatte ich zwei Jahre lang das Gefühl, meine Lehrerin und ich würden ein konspiratives Gespräch mit den Dichtern führen. Ein paar Tage bevor ich vom Tod meiner Lehrerin erfuhr, kam ich in einer Kneipe mit einem Mann ins Gespräch, der ca. zehn Jahre jünger als ich sein mochte. So'n Typ, dem ich eigentlich keinerlei Interesse für Literatur zutraute. Und als er dann noch behauptete, mehrere Gedichtbände zu besitzen – ausgerechnet er, einer aus dem Leipziger Osten! – fragte ich ihn denn doch geradewegs, wer ihm Augen und Empfindung für Dichtung geöffnet habe. Und er sagte: »Es gab da an unserer Schule eine Lehrerin, die wahrscheinlich spürte, dass i c h zur Poesie eine Beziehung entwickeln könnte, während bei allen anderen sowieso Hopfen und Malz verloren seien. Und so hatte ich ein paar Jahre lang das Gefühl, meine Lehrerin und ich würden ein konspiratives Gespräch mit den Dichtern führen«. Diese Lehrerin also ist nun gestorben. Und indem ich mich für die Wahrheit dieser Geschichte verbürge, danke ich als *Schüler* dafür, dass sie mein Vertrauen in die Literatur stärkte; danke ihr als *Dichter* dafür, dass sie der Poesie womöglich einige Leser dazugewann.«

Als Leser von Poesie (nicht als Fachmann für moderne Lyrik, der ich nicht bin, weshalb ich mich auch nicht dazu entschließen konnte, Mitglied der Andreas-Reimann-Gesellschaft zu werden) haben mir Gedichte von Andreas Reimann immer wieder Vergnügen und Freude bereitet, so die Leipzig-Gedichte des Bandes »Bewohnbare Stadt« von 2009 und die Weimar-Gedichte des Bandes »Poeten-Museum« von 2016. Nach Möglichkeit haben Christine und ich versucht, keine Lesung von ihm in Leipzig zu verpassen. Einmal konnten uns nur ganz ungewöhnliche

Witterungsumstände daran hindern, unsere diesbezügliche Absicht in die Tat umzusetzen (und die dadurch entstandene Situation passte in ihrer vertrackten Widersprüchlichkeit, wie mir scheint, irgendwie zu diesem originellen Meister der sächsischen Dichterschule). Ich schrieb ihm »am 8.12.2010, 19,33 Uhr«: »Lieber Herr Reimann, gerade hat Ihre Veranstaltung in der Alten Nikolaischule begonnen, und ich sitze an meinem Schreibtisch und leere ein Glas Rotwein auf ihr Gelingen. Meine Frau und ich wollten sehr gern Ihrer Einladung folgen. Wir sind den Triftweg nach vorn zur Haltestelle der 16 gegangen (etwas vorsichtig, weil der Untergrund leicht vereist war) und mussten dann auf der elektronischen Anzeigetafel lesen, dass der Straßenbahnverkehr witterungsbedingt ein gestellt worden ist – ein Fall, den ich als uralter Leipziger noch nie erlebt habe. So blieb uns keine andere Möglichkeit als wieder umzukehren. Schade, wir wären gern dabei gewesen.«

Zwei spät gewonnene Freunde: Helmut Richter und Peter Gosse

Die weiter oben angeführte Liste unserer Gesprächspartner im Literaturhistorischen Arbeitskreis belegt die enge Verbindung zum Schriftstellerverband, wie sie vor 1990 bestanden hatte. Gäste von auswärts waren selten und kamen durch persönliche Beziehungen in unseren Kreis (wie etwa Bernd Schirmer, der in Leipzig Germanistik studiert und zusammen mit Günter Mieth in Algier gearbeitet hatte). Prominente Autorinnen oder Autoren aus Berlin oder anderswo einzuladen, verbot sich schon aus finanziellen Gründen, so dass für mich vor allem die Möglichkeit bestand, alte Kontakte weiter pflegen und im besten Fall vertiefen zu können. Letzteres gilt in besonderem Maße für meine Beziehung zu Helmut Richter. Als Gast-Mitglied im Schriftstellerverband (und das waren wir Literaturwissenschaftler ja schließlich) hatte ich ihn respektvoll und oft auch bewundernd in seinem Wirken als Vorsitzender wahrgenommen, was aber immer mit einer gewissen Distanz verbunden geblieben war. Nach dem Umbruch zu Beginn der 1990er Jahre befanden wir uns nun plötzlich beide in einer vergleichbaren Lage. In einem Brief an ihn von September 1998 habe ich daran rückblickend erinnert: »Die Lektüre [des 1998 bei Faber & Faber erschienenen Bandes ›Wiedersehen nach Jahr und Tag‹] hat mich schließlich auch an (gemeinsame) Erlebnisse der ›Wendezeit‹ erinnert, vor allem an eine Diskussion im Uni-Hörsaal mit jenem Minister, dem Du (wie auch ich) den Dienst aufgekündigt hast.« Helmut Richter, der 1990 Direktor des Instituts für Literatur geworden war, trat aus Protest gegen dessen geplante Abwicklung 1992 von diesem Posten zurück, den dann noch Peter Gosse ehrenvoll bis zum bitteren Ende ausgeübt hat. Ich war etwa zu gleicher Zeit auf eigenen Antrag aus dem Hochschuldienst ausgeschieden, da ich es vorzog, lieber von selbst zu gehen, als mich wegschicken zu lassen. Ende 1993 hatte ich dann durch die Gründung des Literaturhistorischen Arbeitskreises beim Rosa-Luxemburg-Verein eine Möglichkeit gefunden, mich unter den neuen Bedingungen wieder für Literatur engagieren zu können. Helmut Richter gehörte selbstverständlich zu den ersten, die ich für einen vom Arbeitskreis veranstalteten Leseabend zu gewinnen versucht habe. Offensichtlich musste ich dabei einige Überzeugungsarbeit leisten, ein wenig die Rolle des Zöllners in einem berühmten Brecht-Gedicht übernehmen, denn er schrieb mir später in mein Exemplar des schönen Bandes von 1998: »Für Klaus Pezold – den Geburtshelfer des

›Frosches‹ ...«. Die Erzählung »Frosch im Hals« war der neue Text, den Helmut Richter schließlich bei uns im Arbeitskreis vorgestellt hat. Und diese Veranstaltung ist mir in besonderer Erinnerung geblieben.

Es war – zumindest meines Wissens nach – die erste öffentliche Lesung des in Leipzig (nicht zuletzt als Begründer und Herausgeber der »Leipziger Blätter«) sehr bekannten Autors nach seinem Rücktritt als Direktor des Instituts für Literatur. Die zahlreichen – und zu einem nicht geringen Teil auch ihrerseits prominenten – Besucher der Veranstaltung waren gespannt, in welcher Weise er literarisch auf das in dieser Zeit Erfahrene reagieren würde. Natürlich war die Erzählung kein Wende-Roman, wie er damals häufig erwartet und mitunter regelrecht gefordert wurde. Aber es war Helmut Richter gelungen, mit einer keineswegs vordergründig auf dieses Thema festgelegten, menschlich authentischen Geschichte Wesentliches der Situation nach dem Umbruch 1989/90 festzuhalten. Die Hauptfigur, die nicht er selbst ist, auf die er aber Wichtiges seiner eigenen Biographie übertragen hat, war, was mehr angedeutet als direkt benannt wird, Professor an der Universität gewesen und Opfer des auf den Zusammenbruch der DDR folgenden ›Elitenaustauschs‹ geworden. Er selbst spricht nicht darüber, es sind Besucher, »ehemalige Studenten zumeist oder Kollegen aus dem Ausland, die laut das *Unrecht* beklagten, das ihm angetan worden sei« – so erfährt es der Leser eher beiläufig.

In ihrem Kern ist die Erzählung eine Geschichte von Großvater und Enkel. Als »krönenden Ferienabschluss« wollen sie beide von der Datsche des Großvaters im östlichen Leipziger Umland aus (sie ist jetzt dessen Ersatzwohnung geworden) eine große Wanderung durch die Dörfer unternehmen, die der Großvater, als er gerade so alt gewesen war wie der Enkel jetzt, kurz nach Kriegsende als letzte Stationen seiner Odyssee nach der Vertreibung aus der Tschechoslowakei erstmals durchquert hatte. Tagebuchaufzeichnungen seiner Mutter führen sie zu den Schauplätzen damals erfahrener freundlicher Hilfe oder kalter Abweisung. Ziel- und Schlusspunkt der Erinnerungs-Wanderung ist der Aussichtsturm auf dem Collmberg. Ihn hatte die Mutter mit ihm auch schon bestiegen. »Sie hatten damals die endgültige Einweisung in ihr Dorf schon in der Tasche gehabt, das Ende der ziellosen Wanderschaft stand bevor und die Mutter war froh darüber, aber andererseits schreckte sie vor dieser Endgültigkeit natürlich auch zurück. Und sie waren auf diesen Turm gestiegen, um die letzte Wegstrecke zwischen dem Vorläufigen und

dem Unwiderruflichen noch einmal ins Auge zu fassen. Insgeheim hatten sie während der verflossenen Wochen unentwegt noch auf eine Wende gehofft, auf eine Besinnung jener Kräfte und Mächte, die sie zu Sammelstellen befohlen, in offene Kohlewagen verladen und ins sogenannte *Altreich* gekarrt hatten. Denn warum sollten gerade sie ihre Heimat verlieren und für etwas bezahlen, was ja *alle* Deutschen verschuldet hatten?« Der – autobiographisch gestützte – frühe Teil der Lebensgeschichte des Großvaters verweist zurück auf eine weiße Stelle des in der DDR vorherrschenden Geschichtsbildes. Von Vertreibung (oder wie Helmut Richter in seinem Text formuliert ›Austreibung‹) aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, die im Potsdamer Abkommen der Tschechoslowakei oder Polen zuerkannt worden waren, sollte in Abgrenzung von der politischen Rolle der Vertriebenenverbände in der BRD nicht die Rede sein. Gesprochen wurde von Umsiedlern (nicht zuletzt auch in wichtigen literarischen Zusammenhängen), womit aber zugleich im öffentlichen Bewusstsein die Tragik der Einzelschicksale entschärft oder verdunkelt wurde. Andeutende Fingerzeige wurden, wie ich an mir selbst beobachten konnte, kaum mehr wahrgenommen. In Helmut Richters Lied-Text »Über sieben Brücken musst Du gehen«, der die Grundlage für eine der bekanntesten Rockballaden deutscher Sprache geliefert hat, findet sich die Zeile: »Manchmal wünsch' ich mir mein Schaukelpferd zurück«. Oberflächlich gesehen ein nostalgischer Erinnerungsmoment im Leben eines Erwachsenen, wie ihn fast jeder einmal gehabt haben mag. Doch bekommt er eine andere Dimension bei einem, der durch ›Austreibung‹ aus der Welt seiner Kindheit keinerlei Erinnerungsstücke an sie bewahren konnte. Mit dem Verweis auf diese unterdrückte historische Erfahrung – nun im möglich gewordenen Klartext und nicht mehr nur als Andeutung – grenzt sich die Erzählung »Frosch im Hals« von jeder kritiklosen DDR-Rückschau ab. Aber sie betont zugleich im Zusammenhang mit der – ebenfalls autobiographisch gestützten – weiteren Lebensgeschichte des Großvaters, welche Chance ihm und seinesgleichen der neue Staat DDR geboten hat. Aus der Höhe des Aussichtsturms zeigt er seinem Enkel auch die »Ausfallstraße«, die ihn »aus den Wäldern der Armut und der dörflichen Beschränktheit hinausgeführt hatte bis in die große Stadt mit ihrer berühmten Universität.« Nicht einfach als eine gelungene persönliche Karriere, sondern als ein gesellschaftlicher Neubeginn: »Daß ein armer Schlucker wie ich aus den Wäldern wieder herauskam. Daß es überhaupt allgemein üblich wurde,

daß kleines Volk groß werden konnte, wenn es groß werden wollte.« Dieser Anfang, sagt er zu seinem Enkel, »das« war vielleicht »das Schönste, verstehst du: Der Anfang!«

Die Dissonanz zwischen Anfang und Ende des Experiments DDR wiederholt sich im Kleinen im Ausgang dessen, was als krönender Abschluss der Ferien des Enkels geplant gewesen war. Sie hatten für ihre Wanderung durch die Dörfer der Erinnerung günstigste Wetterbedingungen erhofft und deshalb sogar einen echten Laubfrosch gefangen, der ihnen dies garantieren sollte. Doch als sie den Aussichtsturm bestiegen, goss es in Strömen. So dass der Vater des Jungen, der die DDR und ihr Ende diametral anders erlebt hat als sein Vater, mit dem Auto kommt, um beide heimzuholen. Der angestaute Vater-Sohn-Konflikt kulminiert: »Was für ein Schwachsinn«, kommentiert der Vater den Plan von Großvater und Enkel und meint damit letztlich auch den Lebensplan seines Vaters, der nun nur noch aussteigen und trotz des Unwetters allein und zu Fuß den Heimweg fortsetzen kann: »Der Junge drehte sich um und sah, wie der Großvater sich gegen den böigen Wind stemmte und nun den Weg alleine ging, den sie gemeinsam hatten gehen wollen. Und er sah auch, daß die Entfernung zwischen ihnen rasch größer wurde und die einsame Gestalt auf der schnurgeraden Straße immer kleiner. Zuletzt war sie dort ganz hinten nur noch ein Punkt, und dann war auch der hinter den Regengarben, die der Wind wie Tüll-Vorhänge über die Straße wehte, plötzlich verschwunden.«

Unter den Besuchern der Lesung Helmut Richters waren einige, die in dieser oder jener Form das Wende-Schicksal seiner Großvater-Figur teilten. Der Schluss der Geschichte bleibt offen, aber er lässt spüren, welche tragischen Konsequenzen in einer solchen Situation möglich waren. Zuhörer Helmut Richters war an jenem Abend auch der Leipziger Zoologe und Mikrobiologe Professor Armin Ermisch. Ihm hatte der sächsische Kultusminister Meyer ebenso zum 31. Dezember 1992 gekündigt wie Walfried Hartinger. Jener war daraufhin vor Gericht gegangen, hatte beim Landesarbeitsgericht in Chemnitz erfolgreich dagegen geklagt, worauf die Universität zuerst mit einer bedarfsbedingten Kündigung zum 31. Dezember 1993 und dann am 1. August 1994 mit der Beurlaubung von den Dienstpflichten eines Hochschullehrers reagiert hatte. Schließlich kam es im Februar 1995 zu einem arbeitsrechtlichen Vergleich, der die Weiterbeschäftigung bis zum 31. Dezember 1995 einschloss. Einen Monat vor Ablauf dieser Frist nahm sich Armin Ermisch

das Leben. Die Folgen der Verdrängung aus der Universität waren für einen Naturwissenschaftler wie ihn weitaus gravierender als für uns Gesellschafts- oder Geisteswissenschaftler. Ohne Labor und technische Hilfen war hier keine Weiterführung der wissenschaftlichen Arbeit möglich, während ein Schriftsteller wie Helmut Richter oder ein Germanist wie ich mit Schreibtisch, Bibliothek und Computer als Hilfsmitteln zu recht kam. Vorausgesetzt allerdings, er hatte zugleich einen Kreis von Kollegen und Freunden, in dem er Austausch und Ermunterung finden konnte. Helmut Richter war ein Vorbild darin, wie ein solcher Kreis gebildet und gepflegt werden musste. Es war ein Privileg, zumindest am Rande mit dazu zu gehören. Dies wurde besonders bei den legendären Feiern seiner runden Geburtstage spürbar. Zu der seines 70. Geburtstages am 30. November 2003 in Apels Garten waren Christine und ich erstmals zusammen mit eingeladen worden und ich schrieb ihm einen Tag später noch ganz unter dem Eindruck des eben Erlebten: »Lieber Helmut, nach dem schönen gestrigen Abend muß ich Dir einfach noch einmal schreiben, um gemeinsam mit meiner lieben Christine herzlich für die Einladung zu danken. Es war ein außergewöhnliches Ereignis – von der Atmosphäre her, hinsichtlich der kulinarischen Genüsse, vor allem aber war es eine Ehre, zu dem Kreis Deiner Geburtstagsgäste gehören zu dürfen, der das kulturelle Leipzig so exquisit und traditionsbewusst repräsentiert hat, wie es dem Geist der ›Leipziger Blätter‹ entspricht. Durch Dein wohlthuendes und originelles Ansprechen der Eingeladenen (jetzt weiß ich auch, weshalb Du Dich telefonisch nach dem Vornamen meiner Frau erkundigt hattest) hast Du aus dem großen Kreis der Anwesenden eine Gemeinschaft gemacht: die der Helmut-Richter-Freunde. Ein wahrhaftes Kompliment für jeden von uns und viel mehr noch eine Aussage über die Person desjenigen, der diesen Kreis zusammengeführt hat. Dies spricht für sich und sagt mehr aus als jede wohlformulierte Laudatio. Schade, dass Du keinen ›Wenderoman‹ schreiben willst, die Rede an und auf Deine Gäste war eigentlich schon so etwas wie ein kommentiertes Personenverzeichnis für einen solchen. Im übrigen teile ich natürlich die Meinung von Werner Berthold, dass in Deinen Erzählungen (so im Zusammenspiel von »Das Auge der Schlange« und »Frosch im Hals«) alles gesagt ist, was gesagt werden muss.«

Helmut Richter hatte sich die Mühe gemacht, von jedem seiner zahlreichen Gäste (nach meiner Erinnerung waren es an die 50) – Schriftstellerkollegen, Verleger, bildende Künstler, Schauspieler, ehemalige

Professoren der Karl-Marx-Universität wie der 1989 emeritierte Historiker Werner Berthold – in seiner Begrüßungsrede eine kleine charakteristische Geschichte oder anekdotische Wendung zu erzählen. Bei mir hatte er an ein Treffen erinnert, das ich im Sommer des vorangegangenen Jahres auf unserer Terrasse im Rapunzelweg veranstaltet hatte. Genau zehn Jahre nach meinem Ausscheiden aus der Uni hatte ich diejenigen eingeladen, mit denen ich in der Zeit danach gern und gut zusammengearbeitet hatte: meine ›Altersriege‹, dazu Friedrich Albrecht, Christel und Walfried Hartinger, Giesela und Manfred Neuhaus von der Rosa-Luxemburg-Stiftung, Edmund Schulz von der Redaktion »Leipzigs Neue«, den Verleger Roland Links und eben auch Helmut Richter. Nicht um den Tag des vorzeitigen Endes meiner Universitätslaufbahn direkt zu feiern, aber um zu zeigen, dass mein Arbeitsleben mit diesem Datum nicht beendet gewesen war und ich dem Verlorenen nicht nachtrauerte. Dies hatte Helmut Richter offenbar des Hervorhebens wert befunden.

In den folgenden Jahren intensivierten sich die Kontakte mit Helmut Richter weiter. Christine und ich fanden Zugang zu einem Freundeskreis um Roland Links, dem auch der Autor und seine Frau angehörten. Roland Links, der lange Zeit beim Verlag Volk und Welt in Berlin tätig gewesen war und sich dort besonders um die deutschsprachige Literatur der Schweiz verdient gemacht hat, war Ende der 1970er Jahre Leiter der Verlagsgruppe Kiepenheuer/Insel in Leipzig geworden. Hier hatte er 1981 seinen 50. Geburtstag gefeiert, zu dem ich ihm offiziell als damaliger Direktor der Sektion Germanistik und Literaturwissenschaften und persönlich als dem Insel-Verlag als Verfasser von Nachworten zu Titeln von Böll und Hesse verbundener Germanist im alten Gohliser Verlagsgebäude in der Mottelerstraße gratuliert hatte. Zwei Jahre später beteiligte er sich an unserem ersten Schweiz-Kolloquium mit einem Beitrag zum Thema »Walter Matthias Diggelmanns Verhältnis zu Jakob Bühler«. So entstand nach und nach ein persönlicher Kontakt, der im Mai 1997 auf einer langen gemeinsamen Eisenbahnfahrt nach Lausanne, wohin wir beide zu einer Tagung eingeladen worden waren, eine freundschaftliche Grundierung erhielt. Gegenseitige private Besuche schlossen in der Folgezeit unsere Frauen zunehmend in diese Beziehung mit ein, und so entstand für Christine und mich über den Freundeskreis von Roland auch eine größere Nähe zu Helmut Richter und seiner Frau.

Im Januar 2012 wurde ich 75. Nach einer größeren Feier wie der in der Moritzbastei zum 70. war mir nicht zumute, und es bestand auch kein Anlass dazu. Aber es ergab sich, dass der Termin meines Geburtstages und das Erscheinen des Buches mit der gesammelten Publizistik Heinrich Wiegands, das ich im Lehmann Verlag hatte edieren können, zeitlich so nahe beieinander lagen, dass beides auch miteinander verbunden werden konnte: Buchpremiere am 30. Januar 2012 im Haus des Buches und anschließend ein Umtrunk im Literaturcafé aus deren und des Geburtstages Anlass. Für mich auf diese Weise ein wirklicher Grund zum Feiern. Dass mein Wiegand-Projekt, das mich eigentlich schon seit Anfang der 1960er Jahre beschäftigt hatte, nun zu einem guten Abschluss gekommen war, freute mich sehr und bedeutete gleichzeitig, dass mich von nun an kein größeres Arbeitsvorhaben mehr beschäftigen würde. Es würde also auch keine neuen Arbeitsbegegnungen mit Autorinnen oder Autoren mehr geben. In dieser Situation wollte ich mich eindeutiger als bisher zu meinem freundschaftlichen Empfinden gegenüber den beiden mir generationsnahen Leipziger Schriftstellern bekennen, die mir in den zurückliegenden zwei Jahrzehnten die wichtigsten Bezugspersonen geworden waren: Helmut Richter und Peter Gosse. Beide hatte ich ja über diesen Zeitraum hinweg unmittelbar als Personen immer besser kennengelernt und nicht über den »Umweg« einer literaturwissenschaftlichen oder literaturkritischen Beschäftigung mit ihren Texten. Mein Interesse für ihr Werk und die Hochachtung ihrem Schaffen gegenüber hatten sich sozusagen erst in zweiter Linie eingestellt. Und es hat sich nur einmal – und erst sehr spät – eine Gelegenheit ergeben, dies zumindest einem der Beiden gegenüber in einem literaturwissenschaftlichen Kontext öffentlich zu bekunden. Am 20. September 2013 hatten aus Anlass der 80. Geburtstage von Joachim Nowotny und Helmut Richter Leipziger Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftler in der Stadtbibliothek einen ihrem Werk gewidmeten Abend veranstaltet. Man las jeweils etwas von Nowotny oder Richter vor und versuchte dann diese Textstelle zu interpretieren. Ich hätte gern über mein Lieblingsgedicht von Helmut Richter, das Sonett »Antigone 1965«, gesprochen, aber dies hatte sich schon mein Kollege Horst Nalewski ausgewählt. So las ich einen Auszug aus der Erzählung »Über sieben Brücken musst du gehen« von 1975 und zeigte, wie aus dieser Erzählung der weitaus bekannteste Text Helmut Richters, der gleichnamige Pop-Song, hervorgegangen war.

Zu einer öffentlichen Äußerung zum Schaffen von Peter Gosse kam es demgegenüber nie. Hauptgrund hierfür war und ist der bereits im Zusammenhang mit meinen Kontakten zu Andreas Reimann reflektierte Umstand, dass ich mich nie selbst als professionellen Kenner moderner Lyrik sehen konnte und Peter Gosses Rang als Autor vor allem durch seine Gedichte begründet ist, auch wenn sich seine essayistische und erzählerische Prosa auf einem gleichermaßen hohem Niveau bewegt. Stets beeindruckt sein außergewöhnlicher Anspruch an die Originalität der eingesetzten Sprache und deren weit getriebene Verdichtung. Beides verlangt dem Lesenden einige Anstrengung ab. Für mich selbst habe ich folgenden Ablauf beim Umgang mit einem Gedicht von ihm als charakteristisch wahrgenommen: man liest, man stockt und hält ein, man wundert sich, man denkt nach, man liest noch einmal, man begreift – und man zieht in Gedanken den Hut.

Im Sommer 2012 fasste ich mir ein Herz und lud Helmut Richter und Peter Gosse zu einem Glas Wein in den Triftweg ein, um ihnen einmal deutlich zu sagen, wie viel ich von Ihnen halten würde. Diesmal wollte ich von meiner Seite originalen Burgunder ins Spiel bringen, dessen verbindungsstiftende Kraft ich zuerst als rhetorische Beschwörung bei Martin Walser und dann realiter bei Gerhard Meier kennengelernt hatte. Natürlich hatte ich keinen großen Burgunder im Keller, aber doch einen verhältnismäßig anständigen. Mehr Eindruck machte an diesem Abend allerdings ein Rest starken chinesischen Schnapses, der sich in einer Originalflasche in einer Ecke der Hausbar erhalten hatte Auf jeden Fall konnte der Grund zu einer schönen Altersfreundschaft gelegt werden.

ABBILDUNGEN



Abbildung 1: Der Autor im legendären Hörsaal 40 (1. Reihe, 1. v.l.).
Foto: privat



Abbildung 2: Dieter Wellershoff und Johannes Bobrowski, der Preisträger der Gruppe 47 mit roter Rose (Oktober 1962). Foto: Hilde Maschke-Köster (Toni Richter: Die Gruppe 47 in Bildern und Texten. 2. Aufl. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1997. S.102)



Abbildung 3: Martin Walser während seiner Lesung in der Moritzbastei (7. März 1981). Foto: privat



Abbildung 4: Martin Walser (4. v. l.) während eines Empfangs im Hause des langjährigen Reclams-Verlegers Hans Marquardt (3. v. l.) mit Verlegersohn Dr. Jochen Marquardt (2. v. l.) und dem Leipziger Kulturpolitiker und späteren Kulturminister Dr. Dietmar Keller (5. v. l., März 1981). Foto: Helfried Strauß



Abbildung 5: Christoph Geiser (1. v.l.), mit den Professoren Armin-Gerd Kuckhoff, Peter von Matt und Manfred Gsteiger im Dezember 1983 beim Schweiz-Kolloquium in Leipzig. Foto: Hochschul-Film- und Bildstelle der Karl-Marx-Universität



Abbildung 6: Ute Grass, Marian Szyrocki, Günter Grass, Klaus Pezold (von links nach rechts) und Norbert Honza (1. von rechts) bei der Grass-Konferenz in Karpacz, Mai 1987. Foto: privat



Abbildung 7: Günter Grass und Peter Grosse im Leipziger Institut für Literatur »Johannes R. Becher« (Juni 1987). Foto: Helfried Strauß



Abbildung 8: Der Autor zu Gast bei Gerhard Meier und seiner Frau Dorle im schweizerischen Niederbipp (Mai 1989). Foto: Yvonne Böhler

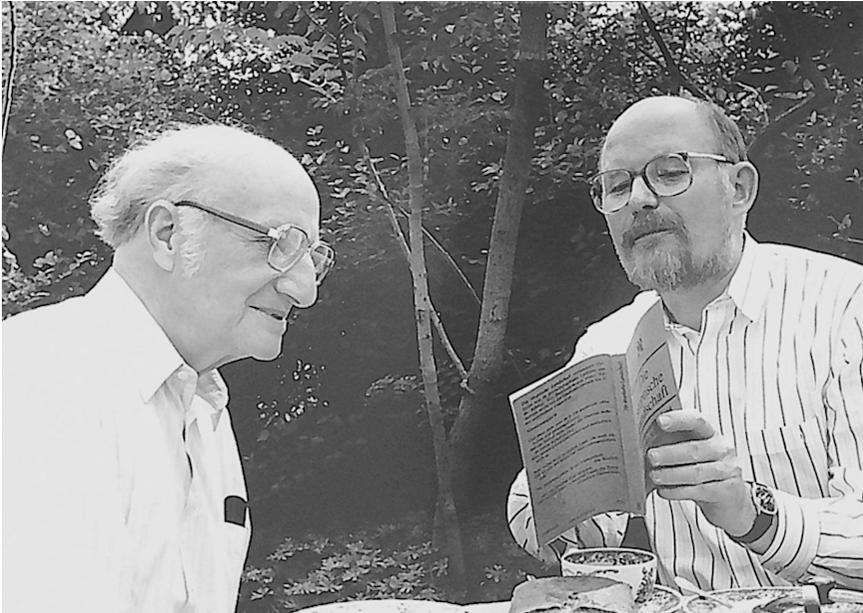


Abbildung 9: Klaus Pezold macht Gerhard Meier auf die biographische Annotation seines Gesprächspartners in der Reclam-Anthologie »Die skeptische Landschaft« aufmerksam. Foto: Yvonne Böhler



Abbildung 10: Wolfgang Mattheuers Holzschnitt zu »Tod am Meer« von Werner Heiduczek



Abbildung 11: Der Autor begrüßt Günter Grass zu einer Vorlesung an der Universität Leipzig (26. Februar 1990). Foto: privat

歌德学院北京分院
GOETHE-INSTITUT Zweigstelle PEKING

 **Einladung**

Zu einem Vortrag von Dr. Prof. Klaus Pezold (Leipzig):

"Dieselbe Straße, ein anderes Land"-

Zur gegenwärtigen Situation ostdeutscher Autoren

邀
请

Volker Braun
DAS EIGENTUM

Da bin ich noch: mein Land geht in den Westen.
KRIEG DEN HÜTTEN FRIEDE DEN PALÄSTEN.
Ich selber habe ihm den Tritt versetzt.
Es wirft sich weg und seine magre Zierde.
Dem Winter folgt der Sommer der Begierde.
Und ich kann bleiben wo der Pfeffer wächst.
Und unverständlich wird mein ganzer Text
Was ich niemals besaß wird mir entrissen.
Was ich nicht lebte, werd ich ewig missen.
Die Hoffnung lag im Weg wie eine Falle.
Mein Eigentum, jetzt habt ihrs auf der Kralle.
Wann sag ich wieder mein und meine alle.

Ralph Grüneberger
DIESELBE STRASSE, EIN ANDERES LAND
Jetzt alles bunter: besser
Männer, Frauen
Beschäftigt
Mit dem Preisvergleich
Die Menschen gehen
In Handelsketten
Verbergen ihr
Verfallsdatum.

Zeit: 28. Juni 1994, 19:00

Ort: Veranstaltungssaal im Goethe-Institut Peking

möchten wir Sie herzlich einladen.

Ihre Spracharbeiter
Zhang Yun
J.J.Gerbig



Adresse

GI Peking c/o Beijing Foreign-Studies University (Osteil) 2 Xisanhuanlu 100081 Beijing Tel: 341 78 91
北京海淀区西三环北路2号 北京外国语学院东院 歌德学院北京分院 邮政编码 100081 电话 3417891

Abbildung 12: Einladung des Goethe-Instituts Beijing zu einem Vortrag von Prof. Dr. Klaus Pezold (28. Juni 1994)

Ein Leipziger Dichter beging am 11. November seinen 50. Geburtstag

Andreas Reimann

Rezept aus der Gegenwart

Herr heut kauft graue krebe, die lebendig im glas-bassin der feinkosthandlung hakeln. Und wandert sich zuhaus, wie selbst-beständig die krusteniere noch durchs dasein stakeln.

Herr heut gießt reines Wasser in die Wanne, um seine munde krebe zu erfrischen. Und bürstet jeden blank- Und ganz im bann der möglichkeit, besonders aufzuteusen,

die auferweckten schmelßt er (schau, er bebtt) ins salzgewässer, wenn es blasen spricht in seinem topft Und staunt, es überlebt sein abscheu vor sich selbst die Krebe nicht!

Denn diese werden, wo entart, ganz rot ... Da ist herr heut aus der gewissensnot.

Rezept aus dem Altertum

Die weinbergsschnecken muß im herbst man hetzen, wenn sie versuchen, ihr gehäus zu schließen, und sie drei wochen langen in weißmehl setzen, bis ihre kacke hell wird. - Das genießen

beginnt mit dem bewußsein, daß sie leiden. Und wenn man selber schon beginnt zu siedn, dann lasse man sie in den weinsud gletien: sie sterben schnell.

Und wallen auf in frieden!

Man gabelt aus den häuschen nun die leichen und kapt die kronen ihres augenlichts und salzt die rümpfchen, und - nach alter art - kann man sie noch mit knoblauchcereme bestreichen ...

Das ist die macht: sie schmeckt an sich nach nicht. Doch scharf gewürzt vermutlich recht apart ...

Wechsel

ich hab's geahnt: die liebe stürzt mir ab in andre nähe, fröhlich mir entronnen. Ich habe einen neuen schmerz gewonnen. Will ich zu hoch hinaus? Die luft wird knapp.

Zwar nahm ich viel, doch weiß ich, was ich gab. War mein vertrauen allzu unbesonnen? Mir ist im herz ein wenig blut geronnen, ein kieselkorn, das ich in mir begrab.

Was mach ich nun mit meinen überflüssen? Könnt ich sie auch doch in die liebe schenken, um sie nicht mählich schimmeln sehn zu müssen...

Ich wär gerettet in ein angedenken.

Die gute zeit ist hin. Doch überm neid will ich noch sagen: gebt euch gute zeit.

Marie

Die wahre ankunft deines fleischs, marie, entwarf in mir wie erstmals einen leitb. Nach sieben fahrten sagtes du, marie: ich wehr mich nicht mehr gegen das, was wie ein leben aufspringt und mich hält. Ich bleib.

Bedeck dein weißes fleisch, marie, mit einem trüben zeitungsbllatt. Nach sieben wochen, hähnefrüh, wild unsre zeit zuende sein, vor sie begonnen hat.

Und kein gesetz, mein vaterland marie, verblühtert uns des fleischs befriedlichung. Ich aber hörte, wie am bett, marie, die krumme gasse grell das urteil schrie und sang sehr laut, denn du warst schön und jung.

Der nachbar deckt den kopf nicht auf, marie, im konsum bleibt die sahn unterm tisch, die post aus w. erreicht dich nicht, marie. Auf arbeit und in lärmern warnen sie mit herzlichkeit vor deinem umgang dich.

Und meine feinde salzen dich, marie, der kleinen zweifel stranden mit gerüchten und du ertrugst auch dieses noch, marie: so war das leben; das ich dir verlieh: Doch meiner freunde skeptis trugst du nicht.

Nach sieben wochen treibts dich ab, marie. Die jungen schiffe stranden auf geschrei. Es reicht ein leben nicht für zwei, marie. Nichts bittrres weiß ich jetzt auf dich, denn wie in einem kerker gebe ich dich frei.

Verbig den weißen leitb, marie, vor ihrer strengen fleischbeschau. Bin weit ich fort: ich gehe nie; seit ich ein zeichen dir gemacht, bist du gezeichnet, frau.



Foto: Archiv / Peipersohn

Sein Großvater Hans Reimann war im literarischen Leipzig der 20er Jahre so etwas wie eine Insituitiun; Andreas Reimann, dem Enkel, liegt eine vergleichbare Rolle in der Öffentlichkeit nicht. Er ist in seiner Heimatstadt als Autor immer noch ein Geheimtip. Doch hat er dafür mit seinen Gedichtsammlungen „Die Weisheit des Fleisches“ (1975), „Das ganze halbe Leben“ (1979) und „Das Sonettarium“ (1995) in aller Stille eine These seines bekannten Großvaters glänzend zu widerlegen geholfen. Diese findet sich in dessen „Sächsischen Miniaturen“ von 1929 und lautet: „Laibzig ist kein Boden für Lyrik“.

Wie er das tat und tut, verdien aus mehreren Gründen Bewundebuchhandlung im vorigen Jahr ein Buch von mehr als 70 Seiten herausbringen konnte, das ausschließlich Sonette enthält, dürfte für die heutige Lyriklandschaft im deutschen Sprachraum einmalig

sein. Es bestätigte aber, was bereits den Lesern der früheren Gedichtsammlungen hätte auffallen können, daß Andreas Reimann nämlich wie kaum ein anderer seiner Generation immer um eine produktive Auseinandersetzung mit klassischen Formen bemüht gewesen ist. Blankvers und Hexameter hat er ausprobiert und bald auch schon das Sonett, das er im „Sonettarium“ nun in seinen verschiedensten Ausprägungen souverän zu nutzen vermag. Dabei entsteht nie auch nur im entferntesten der Eindruck von klassizistischer Glätte. Das verhindert vor allem anderen ein sinnlicher Materialismus, der weiß: „die brauchbarste wahrheit ist immer die weisheit des fleischs“, wie es in einem Gedicht der Sammlung von 1975 heißt. Diese Grundhaltung ermöglicht gleichermaßen überraschende wie überzeugende Konstellationen im Gedicht. ästhetisch reizvoll in der Reibung zwischen überlieferter Form und dem für diese ungewöh-

lichen Inhalt. Auch Schlüsselereferenzen der eigenen Biografie finden so Eingang ins Sonett. In das mit dem Titel „Wenn ich an georg mauerer denk“ beispielsweise oder in jenes mit einer Adressenangabe „Beethovenstraße 2 a“. 1965 war Andreas Reimann nach einer Schriftsetzerlehre jüngster Student am Leipziger Literaturinstitut und Lieblingsstudent von Georg Maurer geworden. Doch das 11. Plenum setzte dieser Entwicklungschance ein vorzeitiges Ende. 1968 fand er sich als „schreib-verbrecher“ in Stasi-Untersuchungshaft wieder und wurde wegen „staatsgefährdender Hetze“, das heißt wegen der Weitergabe von unerwünschten Gedichten, verurteilt.

Detailliertere Aussagen zu diesen Erfahrungen, aber auch zu denen der Kindheit im Leipzig der 50er Jahre, als er mit seiner Schwester bei der Großmutter aufwuchs (mit Mindestrente und halber Waisen-

rente), finden sich in kurzen Prostatexten des Bandes „Leipziger Allerlei – allerlei Leipzig“, den er 1993 zusammen mit Ulla Heise herausgebracht hat. Sie zeigen – ebenso wie die Gedichte – einen Autor, der kritisch und souverän mit Vergangenheit und Gegenwart umzugehen weiß, einen, der wirklich Opfer bornierten Machtdenkens gewesen ist, der aber nie in der Opferrolle posiert oder diese gar gewinnbringend vermarktet.

Wünschen wir ihm – und allen potentiellen Lesern –, daß es ihm gelingen möge, sich mit seiner Lyrik und Prosa zunehmend mehr Gehör zu verschaffen.

Klaus Pezold

Die hier abgedruckten Gedichte sind entnommen aus: „Das Sonettarium“ (Rezept aus der Gegenwart, Rezept aus dem Altertum) und „Wie an Dienen Leitb mich fügen – Liebesgedichte“. Beide Bände sind bzw. werden von der Connewitzer Verlagsbuchhandlung ediert.

Abbildung 13: Laudatio des Autors zum 50. Geburtstag von Andreas Reimann in »Leipzigs Neue« (15. November 1996)



Abbildung 14: Kolloquium des Heinrich-und-Thomas-Mann-Zentrums Lübeck für Nobelpreisträger Günter Grass (18. Dezember 1999).
Foto: privat



Abbildung 15: Der Autor und seine Frau Christine zu Gast bei Günter und Ute Grass in Behlendorf (6. Juli 2010). Foto: privat

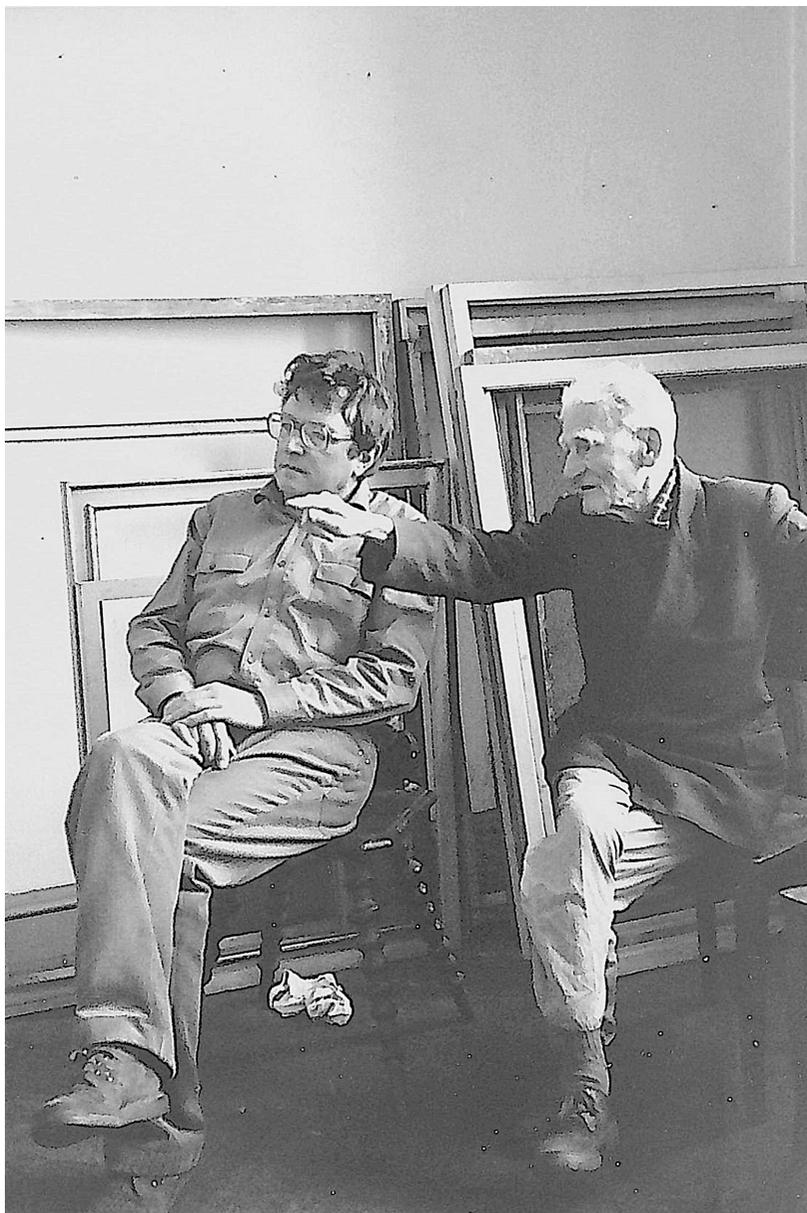


Abbildung 16: Horst Drescher im Atelier von Wilhelm Rudolph.
Foto: privat



Abbildung 17: Helmut Richter bei der Feier seines 70. Geburtstages im November 2003. Im Hintergrund der Journalist Rolf Richter und seine Frau. Foto: privat

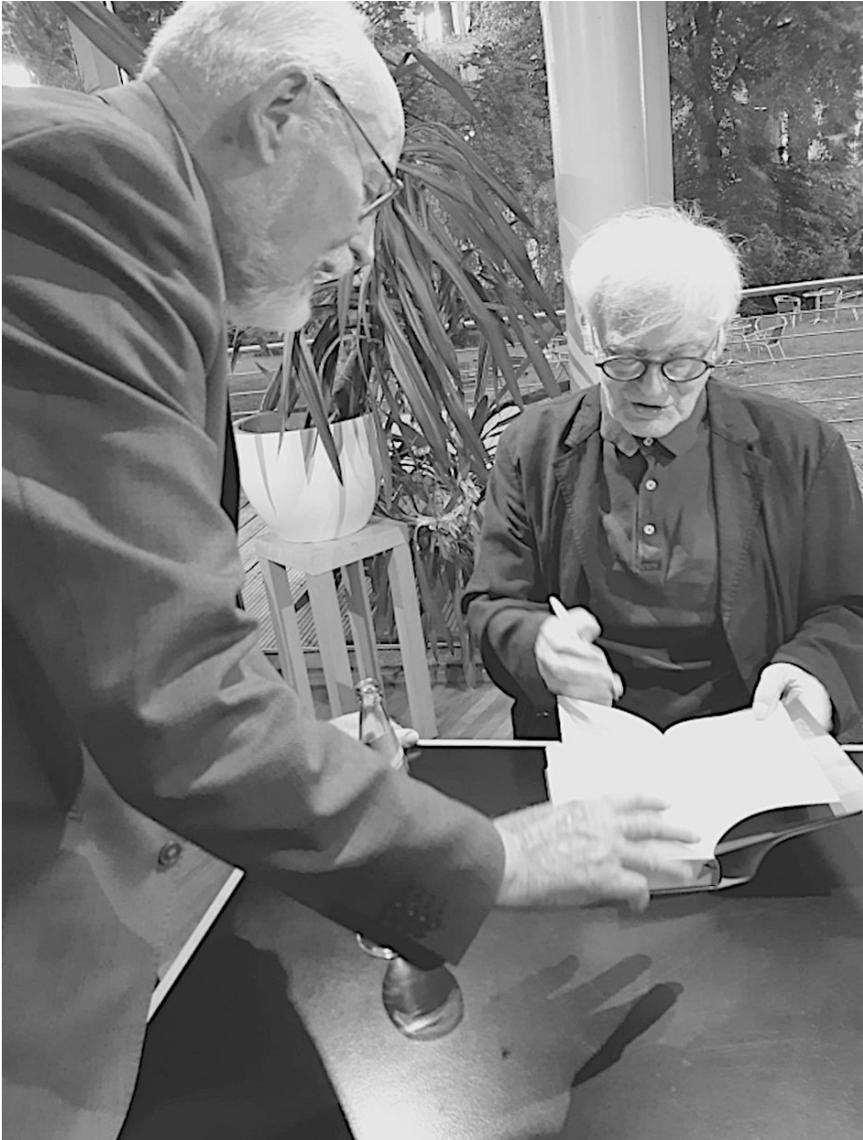


Abbildung 18: Wiedersehen mit Adolf Muschg im Leipziger Haus des Buches, Juni 2022. Foto: privat

Die bisher erschienenen Texte zur Literatur und die im literaturhistorischen Kontext entstandenen Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen

TEXTE ZUR LITERATUR

Texte zur Literatur. Heft 1: Alfred Klein, Günter Mieth und Klaus Pezold: Im Zwielficht des Jahrhunderts. Beiträge zur Hölderlin-Rezeption. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Verein 1994. 72 S. ISBN 3-929994-17-8.

[*Enthält:* Vorbemerkung. S. 5. – Alfred Klein: Im Zwielficht des Jahrhunderts. Johannes R. Bechers Hölderlinbilder. S. 7–32. – Klaus Pezold: »So kam ich unter die Deutschen«. Stationen und Probleme der Hölderlin-Rezeption im Deutschland des 20. Jahrhunderts. S. 33–48. – Günter Mieth: Ein Rückblick auf öffentliche Hölderlin-Ehrungen 1970. S. 49–65. – F. A.: [Annotation zu:] Gregor Wittkop (Hrsg.): Der Pflugesohn. Texte und Dokumente 1806–1843 mit den neu entdeckten Nürtinger Pflugeschaftsakten. Stuttgart/Weimar 1993. S. 66–69. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 68/69. – Weitere Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg-Vereins e.V. S. 70–72.]

Texte zur Literatur. Heft 2: Verbrannt, verboten, verbannt, vergessen? Kolloquium zum 60. Jahrestag der Bücherverbrennung von 1933. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Verein 1995. 76 S. ISBN 3-929994-34-8.

[*Enthält:* 1 Vorbemerkung. S. 5. – 2 Alfred Klein: Vernichtungssymbol und Mobilmachungssignal. Zum ideologiegeschichtlichen Ort der Bücherverbrennung vom 10. Mai 1933. S. 7–28. – 3 Hans Jürgen Friederici: Bücherverbote und Bücherverbanntung in der Buchstadt Leipzig. S. 29–36. – 4 Aus der Diskussion: Anneliese Feurich: Erinnerung an Karl Barth. S. 37–38. – Wolfgang U. Schütte: Bücherverbrennung 1933 und Büchervernichtung 1989/1990. S. 39–41. – Juliane Krummsdorf: Probleme einer Bibliothekarin im Umgang mit Schwarzen Listen, Schandpfahl und Autodafé. S. 42–46. – Frank Andert: Tucholsky auf den Müll? S. 47–51. – Rahel Springer: Der Verlust von Büchern war schmerzlicher als der von Möbeln. S. 52–53. – 5 Rudolf Scholz: Rede anlässlich der Eröffnung der Ausstellung »Verbrannt, verboten, verbannt. Vergessen?«. S. 55–63. – 6 Personalien: Prof. Dr. sc. phil. Alfred Klein zum 65. Geburtstag (Klaus Pezold und Helmut Richter). S. 65–69. – Buchpublikationen von Alfred Klein und seinen Mitarbeitern. S. 70. – 7 Zu den Autoren dieses Heftes. S. 71. – 8 Weitere Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg Vereins e.V. S. 73–76.]

Texte zur Literatur. Heft 3: Werner Schubert: Friedrich Nietzsche und seine Nachwelt in Weimar. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Verein 1997. 103 S., 4 Faksimiles. ISBN 3-929994-93-3.

[*Enthält:* Inhalt. S. 3. – Vorwort der Herausgeber. S. 5. – Vorbemerkung. S. 7–9.

– Vom klassischen Philologen zum Propheten des höheren Menschen. S. 11–23.
 – Die fromme Schwester und ihr gottloser Bruder. S. 25–36. – Die »Villa Silberblick« – eine Stätte religiösen Kultes und nazistischer Propaganda. S. 37–52.
 – Das (vorläufige) Ende des Götzendienstes. S. 53–60. – Die Rettung des Nietzsches-Nachlasses und seine wissenschaftliche Nutzung. S. 61–74. – Nietzsches Weimarer Nachwelt im Zeichen der Reconquista. S. 75–86. – Nachbemerkung. S. 87–94. – Zum Autor dieses Heftes. S. 95. – Lieferbare Veröffentlichungen des Rosa-Luxemburg-Vereins e.V. (Stand Januar 1997). S. 97–103.]

Texte zur Literatur. Heft 4: »Die Stimme erheben...« Die russische Literatur in den sechziger Jahren. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1997. 128 S. ISBN 3-932725-31-X.

[*Enthält:* Inhalt. S. 3/4. -Vorbemerkung. S. 5. – Roland Opitz: Willi Beitz – Die sechziger Jahre – Unsere Entdeckungen. S. 7–15. – Willi Beitz: Die »Sestidesjatniki« – Porträt einer Generation. S. 17–24. – Wolfgang Kasack: »Blätter aus Tarussa« – Almanach des geistigen Widerstands der russischen Literatur 1961. S. 25–40. – Miroslav Zahradka: Die Kriegsprosa der sechziger Jahre. S. 41–45. – Christiane Schulz: Das fremde Kind – Zur Poetisierung der Wirklichkeit bei Ajtmatov und Saint-Exupéry. S. 47–54. – Klaus Pezold: Martin Walsers Begegnung mit dem Erzähler Jurij Trifonov – Eine germanistische Fußnote zu einer slawistischen Diskussion. S. 55–59. – Zdenek Pechal: Spiel als Verteidigung – Vladimir Nabokov. S. 61–66. – Silke Waber: Joseph Brodskys Wahrung der Kultur (am Beispiel seines Rückgriffs auf Traditionen Marina Cvetaevas in den sechziger Jahren). S. 67–72. – Rolf Herkelrath: Von Moskau nach Petuski ohne Hoffnung. S. 73–84. – Walter Reiss: Aleksej Arbuzovs dramaturgische Experimente. S. 85–90. – Adelheid Latchinian: Der weibliche Anteil an der Erneuerung der russischen Literatur in den sechziger Jahren. S. 91–99. – Michael Wegner: Die späte Rückkehr des Michail Bachtin. S. 101–107. – Ein Blick auf ein Wissenschaftlerleben. Prof. Dr. sc. phil. Willi Beitz zum 65. Geburtstag. S. 109–114. – Zu den Autoren dieses Heftes. S. 115/116. – Namenverzeichnis. S. 117–123. – Weitere Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung e.V. S. 125–128.]

Texte zur Literatur. Heft 5: Leipziger Brecht-Begegnungen 1923–1994. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1998 [auf Umschlag: 1999 (sic).] 139 S. ISBN 3-932725-82-4.

[*Enthält:* Inhalt. S. 3. – Vorbemerkung. S. 5. – Klaus Pezold: Aspekte und Probleme Leipziger Brecht-Begegnungen. S. 7–14. – Klaus Schuhmann: »Baal« 1923. Zur Problematik einer Leipziger Uraufführung. S. 15–20. – Fritz Hennenberg: »Aufstieg und Fall der Stadt Mahagonny« (1930) im Leipziger Meinungsstreit. S. 21–29. – Joachim Biener: »Ideologiezetrümmerung« – Bertolt Brecht im Januar 1949 als Gast in der Vorlesung Professor Hans Mayers. S. 31–39. – Ernst Schumacher: Warum und wie ich im September 1953 an der Karl-Marx-Universität Leipzig bei Mayer, Bloch und Engelberg über Brecht promovierte. Verkürzte Erinnerungen. S. 41–77. – Hans Michael Richter: Upa-

nischaden oder kleines Einmaleins. (Verkürzter Versuch, gewisse Schwierigkeiten zwischen Brecht und Leipzig zu erörtern.) S. 79–84. – Joachim Herz: MAHAGONNY nach dem Fall – Leipzig 1967. S. 85–98. – Bernhard Scheller: »Brecht in Progress«. Seine fortlaufende und aufmüpfige Rezeption am Poesischen Theater. S. 99–104. – Adel Karasholi: Mein langer Weg zu Brecht. S. 105–111. – Christel Hartinger: Brecht im Themenspiegel des literaturwissenschaftlichen Forschungsseminars der Karl-Marx-Universität Leipzig Mitte der sechziger / Anfang der siebziger Jahre. S. 113–127. – Dagmar Borrmann: Ein feuriger Dreckkloß. »Baal« 1994 am Schauspiel Leipzig. Regie: Konstanze Lauterbach. S. 129–134. – Namenverzeichnis. S. 135–138. – Autorenverzeichnis. S. 139.]

Texte zur Literatur. Heft 6: Betty Lucas bei den Familien Freiligrath und Marx. Londoner Erinnerungen aus dem Jahre 1852. Herausgegeben und mit einer Nachbetrachtung versehen von Johanna Ludwig. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1998. 71 S., Abb. ISBN 3-932725-69-7.

[Enthält: Inhalt. S. 3. – Vorbemerkung: Was mich bewegt hat. S. 5/6. – Ein Erinnerungsblatt aus London von B. Lucas (Beluty). S. 9–14. – Noch ein Erinnerungsblatt aus London von B. Lucas (Beluty). S. 17–22. – Johanna Ludwig: Wer war Betty Lucas? Ein Versuch, ihre Berichte in Zusammenhängen zu interpretieren. S. 25–58. – Zur Autorin dieses Heftes. S. 59. – Namenverzeichnis. S. 61/62. – Lieferbare Veröffentlichungen der Rosa-Luxemburg-Stiftung (Stand Juli 1998). S. 63–71.]

Texte zur Literatur. Heft 7: Johannes R. Becher im letzten Lebensjahrzehnt. Leipziger Kolloquium aus Anlaß seines 40. Todestages, 5. November 1998. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2000. 63 S., Abb. ISBN 3-89819-034-X.

[Enthält: Inhalt. S. 3. – Vorbemerkung S. 5/6. – Alfred Klein: Der Dichter und sein Kritiker. Hans Meyers Verhältnis zu Johannes R. Becher. S. 7–23. – Horst Haase: Ausleuchtung einer »Korrektur«. Johannes R. Becher und sein Verhältnis zu Walter Janka, Wolfgang Harich und Hans Mayer Mitte der fünfziger Jahre. S. 25–36. – Jens-Fietje Dwars: Unterwerfung eines Feiglings? Johannes R. Becher im Wendejahr 1956/1957. S. 37–43. – Zur deutschen Uraufführung der Winterschlacht von Johannes R. Becher am Leipziger Schauspielhaus am 31. Januar 1954. S. 45–58: Aus dem Theaterprogramm. S. 46/47. – Fotos der Aufführung. S. 48/49. – Rezension der Aufführung: Anne Röhl in der »Leipziger Volkszeitung« vom 3. Februar 1954. S. 51–55. – Manfred Zetzsche: Gedanken zu Bechers Winterschlacht. S. 57/58. – Personenverzeichnis. S. 59/60. – Autorenverzeichnis. S. 61. – Pressestimmen zu Jens Fietje Dwars: Abgrund des Widerspruchs. Das Leben des Johannes R. Becher. Berlin 1998. S. 63.]

Texte zur Literatur. Heft 8: Volker Braun zu Ehren. Hinze und Kunze bei Volker Braun (nebst anderen Verwandten und Bekannten). Leipziger Kolloquium aus Anlaß des 60. Geburtstages. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2000. 79 S., Abb. ISBN 3-89819-055-2.

[*Enthält:* Inhalt. S. 3. – Klaus Pezold: Vorbemerkung. S. 5–7. – Klaus Schuhmann: Hinze und Kunze im Dialog. Ein literaturhistorischer Exkurs. S. 9–17. – Dieter Schlenstedt: Schöngeistige Lesehilfe zum »Hinze-Kunze-Roman«. S. 19–33: Der Verlagsdirektor an einen Außenmitarbeiter des Hauses. S. 19–20. – Der Erstgutachter an den Direktor des Verlages. S. 20–24. – Ein Leser an den Autor. S. 25–31. – An den Leiter des Kritiker-Aktivs im Schriftstellerverband der DDR. S. 31–33. – Volker Braun: Aus einer alten Zeit. Notate über das Druckgenehmigungsverfahren des »Hinze-Kunze-Romans«. S. 35–40. – Dietrich Löffler: Wie »Hinze-Kunze« unter die Leute kam. S. 41–46. – Heinz Klunker: Volker Braun und das Festival zeitgenössischer deutschsprachiger Dramatik »stücke« – Mühlheimer Theatertage. S. 47–60: Langsamer knirschender Morgen. »Die Übergangsgesellschaft« von Volker Braun. S. 49–52. – Theater als Mausoleum für Literatur oder als Laboratorium sozialer Fantasie? S. 47–60. – Walfried Hartinger: »Deshalb akzeptiere ich / Einmal nicht, was ihr sagt«. Debatten um Texte in Volker Brauns Leipziger Studentenzeit. S. 61–69. – Christel Hartinger: Die großen Texte. Lesung anlässlich des 60. Geburtstages von Volker Braun. S. 70–73. – Heinz Klunker: Materialien zu den Stücken von Volker Braun. S. 73–79.]

Texte zur Literatur. Heft 9: Anna Seghers im Rückblick auf das 20. Jahrhundert. Studien und Diskussionsbeiträge. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung 2001. 181 S. ISBN 3-89819-093-5.

[*Enthält:* Inhalt. S. 3. – Klaus Pezold: Prämissen einer Leipziger Anna-Seghers-Ehrung. S. 5–9. – Hommage zum 100. Veranstaltungsprogramm. S. 10. – Friedrich Albrecht: »Die Unruhe, die in uns steckt«. Anna Seghers in ihren Gestalten. S. 14–37. – Horst Nalewski: Anfängen – Enden. Eine Beobachtung zur Komposition in Erzählungen von Anna Seghers. S. 39–48. – Alfred Klein: Gottesverlust und Glaubensgewinn. Betrachtungen eines Grundmotivs in dem Roman »Die Rettung«. S. 49–75. – Nina Pawlowa: Bei erneutem Lesen von Anna Seghers' »Transit«. S. 77–84. – Klaus Schuhmann: Jahrhundert-»Gefährten«. Literarische Korrespondenzen im Werk von Anna Seghers und Bertolt Brecht. S. 85–99. – László Illés: Der Briefwechsel zwischen Anna Seghers und Georg Lukács 1938/1939 aus heutiger Sicht. S. 101–113. – Shixun Li: Anna Seghers und ihre chinesische Freundin Hu Lanqi. S. 115–122. – Irmfried Hiebel: Zu einem Aufsatz des Kritikers Franz Carl Weiskopf über die Erzählerin Anna Seghers. S. 123–132. – Antonia Opitz: Der Abschied der erfindungsreichen H. M. von der klugen Penelope. S. 133–140. – Helmut Richter: »Der Mann und sein Name«. Von der Erzählung zum Film. S. 141–149. – Annemarie Mieth: »Faßt einen Gegengedanken, ändert die Zusammenhänge« – Zum Umgang mit Texten von Anna Seghers im Literaturunterricht heute. S. 151–163. – Wladimir Sedelnik: Das Utopische und das Reale im Werk der Anna Seghers oder Von der Unvergänglichkeit der humanistischen Werte. S. 165–171. – Anhang: Friedrich Albrecht: Arbeiten zu Anna Seghers (Auswahl). S. 173–175. – Personenverzeichnis. S. 177–180. – Verzeichnis der Autoren. S. 181.]

Texte zur Literatur. Heft 10: Aus dem Feuilleton von »Leipzigs Neue«, 1993–2002.
 [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2003. 240 S. ISBN 3-89819-171-0.
 [Enthält: Edmund Schulz: Vorbemerkung. S. 7/8. – Jubiläen und Gedenktage:
 Alfred Klein: Verbrannt, verboten, verbannt. Vergessen? S. 11–15. – Helmut
 Seidel: Voltaire – Candide oder der Optimismus. S. 15/16. – Hella Brock: Edvard
 Grieg – Heimatliebe und internationales Engagement. S. 16–18. – Rita Jorek:
 Schöne Dinge geben Freude. Max Schwimmer zum 100. Geburtstag. S. 19–21.
 – Klaus Pezold: Ehrenbürger Erich Loest. Eine Betrachtung zum 70. Geburtstag
 des Leipziger Autors. S. 22–26. – Ders.: Als Wilhelm II. sein Logenabonnement
 kündigte. Zum 50. Todestag von Gerhart Hauptmann. S. 26–28. – Klaus Schuh-
 mann: »Große Zeit vertan«. S. 29–32. – Klaus Pezold: Andreas Reimann. Ein
 Leipziger Dichter beging am 11. November 1996 seinen 50. Geburtstag. S. 33/34.
 – Ders.: Erster und bedeutendster Dichter des deutschen Proletariats. Zum
 175. Geburtstag von Georg Weerth. S. 34–38. – Ders.: Günter Grass zum Sieb-
 zigsten. Versuch einer Leipziger Bilanz. S. 39–42. – Hans Weil: Der entlaufene
 Romantiker. Zum 200. Geburtstag von Heinrich Heine. S. 43–47. – Klaus Pe-
 zold: Einer, der aus den Lausitzer Wäldern kam... Zum 65. Geburtstag von
 Joachim Nowotny. S. 48–51. – Werner Wolf: H. E. ganz gegenwärtig. Hanns-
 Eisler-Tage und Konzerte im Gewandhaus. S. 51–53. – Friedrich Albrecht: Ein
 reiches, tätiges Leben. Zum 65. Geburtstag Helmut Richters. S. 54–57. – Horst
 Nalewski: Beim Wiederlesen von Christa Wolf: Anlässlich ihres 70. Geburts-
 tages am 8. März. S. 58–61. – Erhard Hexelschneider: Bakunin während des
 Dresdner Maiaufstandes. S. 61/62. – Friedrich Albrecht: Bitter ist die Verban-
 nung. Bitterer noch die Heimkehr. Zum 50. Todestag Klaus Manns am 21. Mai
 1999. S. 63–65. – Erhard Hexelschneider: Alexander Nikolajewitsch Raditschew
 (1749–1802). S. 65/66. – Werner Wolf: 75 ereignisreiche Jahre Rundfunk-Sin-
 fonieorchester. S. 66–68. – Klaus Pezold: Die verpasste schwierige Heimkehr.
 Überlegungen zum 50. Todestag von Heinrich Mann. S. 68–70. – Werner Wolf:
 Ein Riese musikalischer Denkkraft und Gelehrsamkeit. Zum 250. Todestag von
 Johann Sebastian Bach. S. 71–72. – Klaus Pezold: Ein zu Unrecht fast verges-
 sener Mahner. Vor 15 Jahren, am 16. Juli 1985, starb Heinrich Böll. S. 74–76.
 – Friedrich Albrecht: Zeugin des Jahrhunderts. Neues von und über Anna Seg-
 hers aus dem Aufbau-Verlag. S. 77–80. – Ders.: Abschluss eines bedeutenden
 Projekts. Zur Seghers-Biographie 1947–1983 von Christiane Zehl Romero.
 S. 81–84. – Werner Wolf: Fanny Hensel-Mendelssohns Nachlass birgt Schätze.
 S. 85/86. – Ders.: »Ich will einen einzigen Schöpfer«. Zum 100. Todestag von
 Giuseppe Verdi. S. 86–88. – Friedrich Albrecht: Proletarische Noblesse. Zum
 100. Geburtstag von Willi Bredel. S. 89–92. – Klaus Pezold: Vorgriff auf ein
 bedeutsames Jubiläum. Im Suhrkamp Verlag erschienen die ersten fünf Bände
 einer neuen Hesse-Ausgabe. S. 92–94. – Werner Wolf: Botschaften für Mensch-
 lichkeit. Der Komponist Hans Werner Henze wurde 75. S. 95–97. – Ders.: »Er
 hat seiner Zeit einen Spiegel vorgehalten«. Zum 50. Todestag von Arnold Schön-
 berg am 13. Juli. S. 98–100. – Ders.: Ein Urmusikant aus dem Mährischen. Zum
 100. Geburtstag des Gewandhauskapellmeisters Franz Konwitschny. S. 101
 bis 103. – Ders.: Ein Meister der kritisch-humorvollen Volksoper. Zum

200. Geburtstag Albert Lortzings. S. 103–105. – Klaus Pezold: Wiederlesen lohnt. Zum 75. Geburtstag von Martin Walser. S. 105–108. – *Autoren und Bücher*: Klaus Pezold: Ein weites, doch fruchtbares Feld. Der neue Roman von Günter Grass widersteht allen Verrissen. S. 111–114. – Ders.: Antiker Mythos und gegenwärtige Erfahrung. Christa Wolfs neuer Roman *Medea. Stimmen*. S. 115–118. – Ders.: »Berühmt und ganz unbekannt zugleich«. Horst Drescher und sein *Regenbogenpapiermacher*. S. 118–122. – Ders.: Wie Hans Mayer aus Leipzig vertrieben wurde. S. 122–124. – Kurt Meyer: Widersprüchliche Erinnerungen eines Jahrhundertzeugen. S. 124–126. – Klaus Pezold: Eine Becher-Biographie jenseits aller Tabus. S. 127/128. – Klaus Schuhmann: Fortgesetztes Training des aufrechten Gangs. S. 129–131. – Christa Herber: Zwei Frauenleben in unserem Jahrhundert. S. 131/132. – Klaus Pezold: Der Autor und sein Jahrhundert. Günter Grass wagt eine Bilanz. S. 133–136. – Edmund Schulz: Die DDR im Spiegel ihrer Literatur. Die DDR-Bibliothek von Faber & Faber liegt zur Hälfte vor. S. 137/138. – Horst Nalewski: Ein notwendiges Jubiläumsbuch. S. 139–141. – Christa Herber: Brechts »Primadonna im proletarischen Gewand«. S. 141–143. – Klaus Pezold: »Welch sonderbares Geschick diese library hat!« Mehrere Generationen MEGA-Bearbeiter haben sich um seine Aufklärung bemüht. S. 144–146. – Ders.: Adolf Muschg resümiert Erfahrungen seiner Generation. S. 147/148. – Dietmar Ender: Eulogius – eine zutiefst tragische Gestalt. S. 149/150. – Günther Mieth: Eine Ohnmacht, die die Erinnerung nicht löscht. S. 150/151. – Klaus Pezold: Freude über ein lange erwartetes Nowotny-Buch. S. 152/153. – Ders.: Scharfsichtige Analyse und spannende Erzählung. Der Brecht-Biograph Werner Mittenzwei über 55 Jahre Literatur und Politik in Ostdeutschland. S. 153–156. – Horst Nalewski: Rainer Maria Rilke – ein Dichter von Weltrang. S. 156–159. – Klaus Pezold: Die unbequemen Fragen des Günter Grass. S. 160–162. – Christa Herber: »Es ist unheimlich echt, daß es einem graut«. Eine neue Hans-Fallada-Biographie aus irischer Sicht. S. 162–164. – *Höhepunkte und Entwicklungen im Leipziger Kulturleben*: Helge Schellenberger: Oper in Leipzig seit 1945. S. 167–171. – Rita Jorek: Die »kursächsische Moderne« des Lucas Cranach. S. 171–173. – Werner Wolf: Das Gewandhaus mit neuem Chef. S. 174/175. – Klaus Pezold: Schillers *Räuber* in Leipzig. Sinnliches Theater mit gedanklichem Tiefgang. S. 176/177. – Ders.: Nun auch in Leipzig: *Warten auf Godot*. S. 178/179. – Ders.: Gelungene Wiederentdeckung. Das »Theater hinterm Eisernen« zeigt *Pelléas und Mélisande* von Maurice Maeterlinck. S. 180/181. – Werner Wolf: Klangvolle Konzertsaison, aber wenig Gegenwärtiges. S. 182/183. – Ders.: Musiksommer mit Masur und Mutter. S. 183–185. – Klaus Pezold: Wolfgang Engels Faust im Schauspielhaus. Mehr alsein »Event«. S. 185–188. – Werner Wolf: Schostakowitschs *Fünfte*: die sowjetische Tragödie. S. 189. – Ders.: Phrasenhafte Fiktionen um Kunst und Macht. Leipziger Oper: Uraufführung des Dmitri von Hans-Klaus Jungheinrich und Luca Lombardi. S. 190/191. – Ders.: Ein großes Fest mit und um Bachs Musik. 72000 beim Bachfest 2000 in der Bachstadt Leipzig. S. 192–194. – Ders.: Blomstedt: »Endlich September...« S. 194–196. – Joachim Herz: K. K. und ein funkelnelagneues Opernhaus. 40 Jahre nach der Eröffnung. S. 196–200. – Wer-

ner Wolf: Vierte Mendelssohn-Festtage im Geiste des Meisters. S. 200/201. – Ders.: Weihnachten. Geschehen, Geschichte und Musik. S. 202–205. – Ders.: Ergreifendes Drama völliger Entfremdung. Claude Debussys *Pelléas und Mélisande* in Leipzigs Oper. S. 206/207. – Ders.: *Ostern*. Passion – Musik. S. 208–210. – Ders.: Mahlers *Zehnte* und Hartmanns *Gesangsszene*. S. 211/212. – Ders.: Elf Jahre Operntendanz Udo Zimmermann. Internationale Anerkennung und Besucherschwund. S. 213–215. – Ders.: 20 Jahre Neues Gewandhaus. S. 215 bis 218. – Ders.: Neubeginn mit *Hoffmanns Erzählungen*. Großartige gesangliche Leistungen zu gestellten Bildern. S. 219/220. – Ders.: Tiefbewegende Sinfonien von Schostakowitsch und Hartmann. S. 221–223. – *Anhang*: Nachbemerkung der Herausgeber. S. 227/228. – Verzeichnis aller erschienenen Hefte der *Texte zur Literatur*. S. 228–230. – Autorenverzeichnis. S. 231. – Namenverzeichnis. S. 233 bis 240.]

Texte zur Literatur. Heft 11: Horst Nalewski: Deutschstunden. Vorgetragenes, Erlesenes, Wiedergelesenes. Miniaturen zur deutschen Literatur des 18. und 20. Jahrhunderts. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2015. 132 S., 1 Abb. ISBN 978-389819-421-1.

[Enthält: Inhalt. S. 5/6. – »Im Schatten der Großen. Im eigenen Licht. Friedrich Hölderlin 1770–1843«. Vortrag in der Leipziger Goethe-Gesellschaft, 19. März 2014. S. 9–29. – *Wiedergelesen*: Vorwort. S. 33/34. – »Nur nicht matt werden, sonst kommt man unters Rad«. Ein verhängnisvolles Lehrerwort in Hermann Hesses Roman von 1906. S. 35–37. – »Ich habe etwas getan gegen die Furcht«. In den »Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge« hält Rainer Maria Rilke eine Grundstimmung des 20. Jahrhunderts fest: *Daseinsangst* (1910). S. 39–41. – *Hoffnung aus einer Niederlage?* Anna Seghers »Aufstand der Fischer von St. Barbara« (1928). S. 43–45. – »Was hätte dem Mozart sein Genie genützt?« Eine Liebende im Krieg. Arnold Zweigs Roman »Junge Frau von 1914« (1931). S. 47–49. – »In letzter Stunde die Rettung«. Franz Werfel und die armenische Tragödie: »Die vierzig Tage des Musa Dagh« (1933). S. 51–53. – »Muß es nicht eine Erneuerung geben?« Großartiges Panorama der Zeit: die Tetralogie »November 1918« von Alfred Döblin (1937–1943, 1978). S. 55–57. – »Entstanden aus Heimweh nach Prag«. Louis Fünrbergs »Mozart-Novelle« bringt den Komponisten mit Casanova zusammen (1947). S. 59–61. – »Hier bist du Zeuge...« Stephan Hermlin »Die Zeit der Gemeinsamkeit« (1950). S. 63–65. – Eine schonungslose Selbstbechtigung. Franz Fühmann »Kameraden« (1955). S. 67 bis 69. – »Ein Hauch von Leben«. Erwin Strittmatters »Tinko« (1955). S. 71–74. – Ungewissheiten und Sehnsüchte. Die Anfänge Uwe Johnsons (1959). S. 75–80. – »... nobelpreiswürdig...« Die Deutschen und der Osten: »Bohlendorff und Mäusefest« von Johannes Bobrowski (1962). S. 81–83. – Nur sechs oder sieben Stunden in Erfurt. Heinrich Bölls: »Ansichten eines Clowns« (BRD 1963 / DDR 1990). S. 85–87. – »Pflicht« – ein sehr deutscher Begriff. Siegfried Lenz' »Deutsch-Stunde« (1968). S. 89–91. – Die »allerletzte Möglichkeit« zu überleben: dank den »Worten« eines »Lügners«. Roman von Jurek Becker (1969). S. 93–95. – Diese Ironie zielte auf tiefere Bedeutung: Günter de Bruyn

»Märkische Forschungen« (1978). S. 97–100. – Günter Grass »Das Treffen in Telgte« (1979). S. 101–105. – »Ach so, Sie sind aus der DDR?« »Von Paris nach Montmartre. Erlebnis einer Stadt«. Heinz Czechowski hatte Glück und kam 1977 nach Paris (1981). S. 107–109. – Rebellion und Utopia. Höchst amüsant und bitter zugleich: »Ahasver« von Stefan Heym (1981). S. 111–113. – »Ich habe in Drachenblut gebadet«. »Der fremde Freund« von Christoph Hein (1982). S. 115–117. – Von Martin Walser noch einmal zu Wulf Kirsten: »Die Schlacht bei Kesselsdorf. Kleewunsch«. Ein Inferno. Eine Idylle (1984). S. 119–121. – Sehend um Selbstvertrauen ringend. Christa Wolf »Sommerstück«. S. 123–125. – Zum Autor. S. 127. – Personenverzeichnis. S. 129–132.]

Texte zur Literatur. Heft 12: Klaus Schuhmann: Vom Furor teutonicus zur pazifistischen Brüderlichkeit. Ein essayistischer Exkurs in die »Poesie des Krieges« (1914–1933). Mit einem dokumentarischen Anhang. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung 2015. 131 S., Abb. ISBN 978-389819-422-8.

[*Enthält*: I. »Forscher, die nach uns kommen (werden) manches Gesetz des dichterischen Schaffens aufspüren«. S. 7–14. – II. »Feinde ringsum!« – »Das Volk in Eisen« – kriegerischer Patriotismus im Gedicht. S. 15–44. – III. »O neuer Tag von uns längst vorgesungen« – vom pazifistischen Protest zur politischen Aktion. S. 45–73. – IV. Literarisch-politischer Nachkrieg im Spannungsfeld von Massengrab und Triumphbogen. S. 75–90. – Dokumentarischer Anhang. S. 91–112: – Der Aufruf »An die Kulturwelt!« (4. Oktober 1914). S. 93–97. – 1914. Der Deutsche Krieg im Deutschen Gedicht. [Heft] 1–12. Ausgewählt von Julius Bab; 1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht. Band 1 und [2]. Ausgewählt von Julius Bab. S. 97. – Vorwort und Vorspruch zu »1914. Der deutsche Krieg im deutschen Gedicht«, Band 1. S. 98–100. – Die weißen Blätter. Eine Monatschrift. S. 101/102. – Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst. S. 103–106. – Franz Mehring: Zum ersten Mai (1. Mai 1916). S. 106–108. – Karl Liebknecht: Zuversicht (Herbst 1918). S. 108/109. – (Buchwerbung des Kurt Wolff Verlages (Dezember 1918). S. 110. – Das Grabmal des unbekanntenen Soldaten in Paris. S. 111. – Käthe Kollwitz: Trauerndes Elternpaar. S. 112. – Personenverzeichnis. S. 113–117. – Verzeichnis der zitierten Werke. S. 119–124. – Verzeichnis der benutzten Quellen und Literatur. S. 125–128. – Zum Autor. S. 129.]

DIE IM LITERATURHISTORISCHEN KONTEXT
ENTSTANDENEN VERÖFFENTLICHUNGEN
DER ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN

Unsere junge Welt. Gedichte mehr und minder bekannter Poeten ausgewählt und illustriert von Hans Rossmann. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Verein 1995. 62 S., Abb. u. graph. Darst. [Neujahrgabe für die Vereinsmitglieder.]

[*Enthält:* Nicolaus von Bostel: Schertz-Gedichte. 2. Umschlagseite. – Paul Scheerbart: Donnerkarl der Schreckliche. S. 2. – Gotthold Ephraim Lessing: Ich. S. 3. – Christian Morgenstern: Das Wasser. S. 4. – Georg Herwegh: Wiegenlied. S. 5. – Gisela und Gumhur Güzöll: Die Ölln Papiere für Heinrich und René Bölln. S. 6. – Hermann Bohlen: Alter SEDler in Köthen. S. 7. – Christoffer Schrauff: Ohne Titel. S. 8. – Ulrich Berkes: Albrechts-Eck. S. 9. – Michael Rudolf: Ach, Mittelstand. S. 10. – Georg Heym: Alle Landschaften haben ... S. 11. – Alfred Lichtenstein: Prophezeiung. S. 12. – Christian Hoffmann von Hoffmannswaldau: Eines Lasterhaffigen. S. 13. – Erich Honecker: Von den Produktivkräften. S. 14. – Albert Ehrenstein: Verzweiflung. S. 15. – Wiglaf Droste: Der Sexist. S. 16. – Thomas Schmitt: Pionier zu sein fetzt ein. S. 17. – Johann Grob: An den Leser. S. 18. – Wiglaf Droste: Seinen Namen sollt Ihr preisen. S. 19. – Paul Scheerbart: Morgentöne. S. 20. – Quirinius Kuhlmann: Der Wechsel menschlicher Sachen. S. 21. – Kim Il Sung: Nach Hause. S. 22. – Wiglaf Droste: Frisch von Faß: Der Klassenhaß. S. 23. – Michael Rudolf: Ode an die Schwerkraft. S. 24. – Christoffer Schrauff: Ohne Titel. S. 25. – Christian Fürchtegott Gellert: Der sterbende Vater. S. 26. – Detlef von Liliencron: Der Opferstein. S. 27. – Christian Morgenstern: Die Oste. S. 28. – Bertolt Brecht: In Erwartung großer Stürme. S. 29. – Ronald M. Schernikau: grüße. S. 30. – Axel Kutsch: Was uns fehlt. S. 31. – Jean Renault: Das Audo. S. 32. – Kathrin Schmidt: Zur Zeit. S. 33. – Paul Fleming: Bei einer Leichen. S. 34. – Günter Herburger: Der Knopf. S. 35. – Gerhard Henschel: Hört her, Ihr Völker! S. 36. – Sibylla Schwarz: Epigramma. S. 37. – Funny van Dannen: Die Performance-Maus. S. 38. – Rainer Malkowski: Gehen II. S. 39. – Michael Wildenhain: Revolution. S. 40. – August Graf von Platen: Ohne Titel. S. 41. – Christian Daniel Schubart: Die Forelle. S. 42. – Kerstin Hensel: Reiseleiter. S. 43. – Wieland Rayk: wieder. S. 44. – Daniel Georg Morhof: Auf die Zeitungs-Schreiber. S. 45. – Hans-Jürgen Heise: Strecke nach N. S. 46. – Ronald M. Schernikau: der geruch meiner pisse. S. 47. – Christian Morgenstern: Das Knie. S. 48. – Ulrich Berkes: Ode an die Spalt-Tablette. S. 49. – Michael Großmeier: Mit der Erdkugel am Fuß. S. 50. – Gerhard Henschel: Gedanken eines lesenden Erinnerungsarbeiters. S. 51. – Ulrich Berkes: Die rückwärtssprechende Frau. S. 52. – Wieland Rayk: Der Springbrunnen. S. 53. – Roland M. Schernikau: die lesbe am grunde des Meeres. S. 54. – Funny van Dannen: Als Willy Brandt Bundeskanzler war. S. 55. – Wiglaf Droste: Heimat. S. 56. – Catherina Regina von Greiffenberg: Gegen Amor. S. 57. – Wladimir Majakowski: Die auf Sitzung Versessenen. S. 58. – Theodor Kramer: Das Pissoir. S. 59. – Kurt Schwitters: Seenot. S. 60. – Wieland Rayk: Etwas. S. 61. – Michael Rudolf: Schreiben tut weh. S. 62. – Paul Klee: Zurufe. 3. Umschlagseite. – Friedrich von Hagedorn: Die Einsichtsvollen. 4. Umschlagseite.]

Literaturhistorische Streifzüge. Für Hans Mayer von Schülern der Leipziger Zeit. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Verein 1996. 312 S. ISBN 3-929994-82-8.
 [Enthält: Inhalt. S. 5/6. – Vorwort. S. 7–10. – Walter Dietze: Zur aktuellen Rezeption althebräischer Literatur. S. 11–31. – Kurt Schnelle: »Ich versprach, dir einmal Spanisch zu kommen« (Egmont, III, 2). S. 33–78. – Siegfried Streller: Staats- und Rechtsauffassung Andreas Gryphius' in »Carolus Stuardus« und »Aemilius Paulus Papianus«. S. 79–97. – Werner Schubert: Mythos und Realität des »klassischen« Weimar. S. 99–116. – Günter Mieth: Das »Iduna«-Projekt Friedrich Hölderlins. S. 117–132. – Helmut Richter: Jugenderfahrung im Alterswerk Theodor Fontanes. S. 133–178. – Günter Albus: »Krieg im Alltag«. Wilhelm Buschs Bildverserzählungen. S. 179–198. – Alfred Klein: »Die Stimme spricht«. Anmerkungen zu einem Gedichtband von Karl Wolfskehl (1869–1948). S. 199–219. – Horst Nalewski: Max Kommerell, der unzüchtige Germanist. S. 221–241. – Friedrich Albrecht: Zur Gliederung des epischen Raumes bei Anna Seghers. S. 243–254. – Irmfried Hiebel: »Je dunkler die Nacht, desto heller die Sterne«. Anmerkungen zu einem vergessenen Buch Friedrich Schlotterbecks. S. 255–265. – Klaus Pezold: Friedrich Dürrenmatts »Turmbau«. Selbstbetrachtung und Weltanschauung am Ende des 20. Jahrhunderts. S. 267–276. – Joachim Pötschke: »Entlang des Flusses« und »Spektakel um den Mikrofish«. Anmerkungen zu Sprachpflege und Sprachkultur. S. 277–302. – Autorenverzeichnis. S. 303. – Namenverzeichnis. S. 305–312.]

Hans Mayers Leipziger Jahre. Beiträge des 3. Walter-Markov-Kolloquiums. Herausgegeben von Alfred Klein, Manfred Neuhaus und Klaus Pezold. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1997. 200 S. ISBN 3-932725-08-5.
 [Enthält: Inhalt. S. 5. – Vorbemerkung. S. 7/8. – I. Die Intentionen des Literaturwissenschaftlers: Alfred Klein: Heimat auf Zeit. Hans Mayer an der Universität Leipzig: Die Ausgangslage. Die Leistung. Die Ausgrenzung. S. 11–26. – Friedrich Albrecht: Zu Hans Mayers Büchner-Buch. S. 27–30. – Irmfried Hiebel: Hans Mayer über Weiskopf, den »Mittler«. S. 31–36. – Leo Kreutzer: »...bin ich wieder an der Leine«. Mit Hans Mayer an der Technischen Hochschule Hannover. S. 37–40. – Nadeshda Dakova-Axentieva: Der Tonfall Schweyks. Zu einem Deutungsansatz Hans Mayers. S. 41–45. – Volker Caysa: »Auf der Suche nach dem Bürger«, einer Anregung Hans Mayers folgend. S. 47–52. – Elmar Faber: Hans Mayer und der Aufbau-Verlag. S. 53–57. – II. Das Profil des Literaturhistorikers: Werner Schubert: Hans Mayers akademische Antrittsvorlesung in Leipzig. S. 61–66. – Günter Mieth: Hans Mayers Leipziger Beiträge zur Schillerforschung. S. 67–70. – Siegfried Streller: Hans Mayers Beitrag zur Würdigung Kleists 1961. S. 71–74. – Dietrich Löffler: Die Romantik-Konferenz 1962 – ein Auftakt. S. 75/76. – Dieter Pilling: »Die architektonische Wunderwelt des Wawel«. Hans Mayer über polnische Kunst und Kultur. S. 77–80. – Werner Wolf: Hans Mayer und Richard Wagner. S. 81–86. – Horst Nalewski: Sicherheit gewonnen. Hans Mayers Bemerkungen zu Rainer Maria Rilke. S. 87–92. – Klaus Schuhmann: »Gelegenheitsdichtung des jungen Brecht«. Hans Mayer entschlüsselt ein Gedicht. S. 93–96. – Klaus Pezold: Der

Literarhistoriker und die deutschsprachige Literatur seiner Zeit. Hans Mayer als Partner von Autoren aus Ost und West. S. 97–102. – III. *Die Faszination der Persönlichkeit*: Armin-Gerd Kuckhoff: Über die Kenntlichkeit von Hans Mayer. S. 105–115. – Joachim Pötschke: Begegnungen mit Hans Mayer. Frankfurt am Main 1947 und Leipzig 1948 bis 1963. S. 117–120. – Joachim Biener: Nachtrag zum Mayer-Colloquium. S. 121–123. – Werner Hecht: »Zur freundlichen Beherzigung«. Hans Mayers Rat an den subversiven Brecht, »mit großen Herren nicht frey« zu reden. S. 125–128. – Erhard Scherner: Prüfungen 1953. Die fatalen Details. S. 129–132. – Waltraut Engelberg: Bert Brecht bei Hans Mayer. S. 133–135. – Günter Lohse: Operettentheater Leipzig, 7. Oktober 1959. Unauslöschliche Erinnerung an Hans Mayer. S. 137/138. – Christel Hartinger: In anekdotischer Manier. S. 139–141. – Julia Lichtenberg: Mit Platon gesprochen. Beim Zeus, will ich Euch sagen, wie ich darüber denke. S. 143–145. – Ute Baum: Erziehung durch Hans Mayer. S. 147/148. – Manfred Lauermann: »Die Gegenuniversität – bin ich selbst!« Hans Mayer und »68« in Hannover. S. 149–162. – Yan Baoyu: Zu Persönlichkeit, Lehre und Arbeitsstil von Hans Mayer aus der Sicht seiner chinesischen Schüler der Leipziger Zeit. S. 163–167. – IV. *Anhang*: Günter Albus: Hans Mayer in Leipzig 1948–1963. Eine bio-bibliographische Chronik. S. 171–190. – Personenverzeichnis. S. 191–198. – Autorenverzeichnis. S. 199/200.]

Von Dostojewski bis Kundera. Beiträge zum europäischen Roman und zur Romantheorie. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1999. 239 S. ISBN 3-89819-020-X.

[*Enthält*: Inhalt. S. 5/6. – Vorbemerkung (Der Herausgeber und seine Mitarbeiter). S. 7/8. – Peter Gosse: Opitz' Jewgeni. S. 9–13. – Roland Opitz: Der Romancier und seine Philosophie. Ein Arbeitsbericht. S. 15–36. – Nyota Thun: Randbemerkungen zum Diskurs über den russischen Roman oder Paradoxien der Annäherung Viktor Schklowskis an das Thema »Roman«. S. 37–46. – Antonia Opitz: Lukács' »Theorie des Romans«, heute gelesen. S. 47–54. – Henrieke Stahl-Schwaetzer »... diesen verborgenen Keim zu entfalten«. Ein literarischer Unsterblichkeitsbeweis als Metabasis eis allo genos. S. 55–62. – Christiane Schulz: Drama, Roman und Melodramatik. F. M. Dostojewskis »Erniedrigte und Beleidigte«. S. 63–72. – Gudrun Goes: Vladimir Nabokov zer-liest Turgenjew. S. 73–80. – Gerhard Schaumann: Bertolt Brechts Filmexposé »Der Mantel« nach Nikolai Gogol. S. 81–88. – Holger Politt: Tücke des Engagements. Vom schwierigen Beginn des modernen polnischen Romans. S. 89–97. – Beate Jonscher: Ideal, Illusion, Warnung? Zum russischen utopischen Roman des 20. Jahrhunderts. S. 99–107. – Willi Beitz: Zum Roman Andrei Platonows. S. 109–118. – Georg Seehase: Richard Aldingtons »Heldentod« – Antikriegsroman oder »jazz novelk«? S. 119–126. – Walfried Hartinger: Überlegungen zu den Gesellschaftsromanen der Anna Seghers. S. 127–136. – Dietmar Endler: Noch einmal zu Dimitar Dimows Roman »Tabak« und seinen unglückseligen Kritikern. S. 137–144. – Klaus Schuhmann: Wechselspiele des Erzählens zwischen Märchen und Roman bei Irmtraut Morgner und Günter Grass. S. 145–151. – Dagmar

Burkhart: Dubravka Ugrešićs quasiautobiographischer Exil-Roman: Das Ich als lebendiges Museumsstück. S. 153–162. – Adelheid Latchinian: Wladimir Sorokins »Roman« als Ende des russischen Romans im 20. Jahrhundert? S. 163–171. – Karlheinz Kasper: Der russische Roman am Ende des 20. Jahrhunderts. S. 173–180. – Silke Waber: Funktionen des Grotesken in Viktor Pelewins Roman »Buddhas kleiner Finger«. S. 181–189. – Michael Masanetz: »Horns Ende« oder vom Nachteil der Historie für das Leben. Ein neuer Blick auf Heins Roman. S. 191–200. – Ilse Seehase: Die tschechische Route in Milan Kunderas Roman »Die Unsterblichkeit«. S. 201–210. – Hilmar Walter: Bemerkungen zur Interpretation der literarischen Übersetzung als »interkultureller Texttransfer« im Lichte der Übersetzungstheorie und -kritik. S. 211–221. – Wissenschaftliche Arbeiten von Roland Opitz. Eine Auswahlbibliographie. S. 223–230. – Autorenverzeichnis. S. 231/232. – Namenverzeichnis. S. 233–239.]

Weimar. Einblicke in die Geschichte einer europäischen Kulturstadt. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1999. 387 S., Abb., graph. Darst. ISBN 3-89819-008-0.

[Enthält: Inhalt. S. 5–7. – Einleitung. S. 9–14. – I. *Von der Siedlung zur Stadt.* S. 15/16. – Sigrid Dušek: Vom Naturwissenschaftlichen Museum zum Thüringischen Landesamt für Archäologische Denkmalpflege mit Museum für Ur- und Frühgeschichte. S. 17–28. – II. *Weimar im Kurfürstentum und Herzogtum Sachsen.* S. 29–32. – Volker Wahl: Das Thüringische Hauptstaatsarchiv und seine 450jährige Geschichte in Weimar. S. 33–70. – Konrad Kratzsch: Die Bibliothek in Weimar. S. 71–86. – Werner Schubert: Lucas Cranach der Ältere und der Jüngere in Weimar. S. 87–100. – Konrad Kratzsch: Die Fruchtbringende Gesellschaft. S. 101–114. – Paul Saupe: Pädagogische Signale aus und für Weimar. S. 115–127. – III. *Im Zeitalter der Aufklärung.* S. 129–133. – Werner Schubert: Huldigungsschriften auf die Weimarer Herzogin Anna Amalia. S. 135–148. – Egon Freitag: Wielands Stellung im klassischen Weimar und seine Erinnerungsstätten. S. 149–173. – Günter Arnold: Johann Gottfried Herders Vermächtnis in Weimar. S. 175–193. – Friedrich Schiller: »Sonst ist hier alles wie immer [...]«. S. 195–202. – IV. *Von der Großherzoglichen Residenz zur Thüringischen Landeshauptstadt.* S. 203–212. – Johann Wolfgang Goethe: »ich bin immer gerne nach Weimar zurückgekehrt.« S. 213–219. – Christian Schädlich: Von der Zeichenschule zum Bauhaus. Traditionen der künstlerischen Ausbildung in Weimar. S. 221–244. – Justus H. Ulbricht: Von der »Reichsbeseelung« zu »Goethes deutscher Sendung«. S. 245–262. – Bernd und Marlis Grönwald: Haus Am Horn. Experiment für die Serie. S. 263–277. – Dieter Marek: Das geistige Weimar und der Nationalsozialismus. S. 279–299. – V. *Weimar in der Deutschen Demokratischen Republik.* S. 301–310. – Hans Mayer: Goethe in unserer Zeit. S. 311 bis 329. – Ursula Wertheim: Frühe Begegnung mit und in Weimar. S. 331–340. – Helmut Holtzhauer: Die Nationalen Forschungs- und Gedenkstätten der klassischen deutschen Literatur in Weimar. S. 341–354. – Louis Fürnberg: Zwei Briefe aus Weimar. S. 355–360. – Hans Henning: Die Weimarer Bibliotheca Faustiana. S. 361–371. – Namenregister. S. 373–385. – Autorenverzeichnis. S. 387.]

Werner Wolf: Bach und Leipzig / Dieter Gleisberg: Müllers Skulpturen. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2001. 42 S., Abb. ISBN 3-89819-072-2. [Enthält: Monika Runge / Lothar Tippach: Zum Geleit. S. 5. – Werner Wolf: Bach und Leipzig – 1950 bis 2000. S. 9–31. – Dieter Gleisberg: Gerhard Kurt Müller – Skulpturen und Zeichnungen. S. 35–40. – Bild- und Textnachweise. S. 42.]

Ralf Schröder (1927–2001). Das schwierige Leben eines bedeutenden Slawisten. Erinnerungen · Beiträge zu seinem Werk · Bibliographie. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2003. [115] S. (*Ralf Schröder. Band 1.*) ISBN 3-937209-11-5.

[Enthält: Vorbemerkung des Herausgebers. S. 7/8. – Willi Beitz: Die literaturwissenschaftlichen Anfänge Ralf Schröders und die DDR-Universitätslawistik. S. 9–15. – Leonhard Kossuth: Ralf Schröder bei »Volk und Welt« – in seinem Verlag. S. 17–24. – Fritz Mierau: Sechs Widmungen oder Vom Verstummen. Ralf Schröder zum 75. Geburtstag. S. 25–30. – Volker Braun: Raskolnikow Trotzki Gorbatschow. S. 31–35. – Lola Debüser: Aus den Forschungen zum »Russischen Faust« bei Ralf Schröder. S. 37–51. – Peter Gosse: Schröder am Becher-Institut. S. 53/54. – Nyota Thun: Ralf Schröders Entdeckung: Die romantische Sehnsucht Ilja Ehrenburgs. S. 55–63. – Christiane Schulz: Geschichtsphilosophisches Weltsujet und symbolische Liebesphilosophie. Zu einer Leerstelle in Ralf Schröders Rekonstruktion des »Faust«-Modells bei Dostojewski (»Die Brüder Karamasow«). S. 65–75. – Roland Opitz: Eine verspätete Rezension. Ralf Schröder: Gorkis Erneuerung der Fausttradition. Faustmodelle im russischen geschichtsphilosophischen Roman. Rütten & Loening Berlin 1971, 416 S. (Neue Beiträge zur Literaturwissenschaft. Hrsg. von Werner Krauss und Walter Dietze. Bd. 33.) S. 77–82. – Adelheid Latchinian: Zu Ralf Schröders Aitmatow-Arbeiten – unter besonderer Berücksichtigung des Faust-Bezuges. S. 83–87. – Runhild Arnold: Erinnerungen an die Zwischenzeit. S. 89–91. – Anhang: Willi Beitz: Publikationen von Ralf Schröder: 1. Herausgeber und Verfasser von Nachworten in folgenden Editionen. S. 93–97. – 2. Vor- und Nachworte in anderen Editionen. S. 97. – 3. Buchveröffentlichungen. S. 98. – 4. Publikationen in Büchern, Zeitschriften und Zeitungen. S. 98–102. – 5. Bibliographie der im Westberliner DSF-Journal erschienenen Beiträge. S. 102–109. – Personenverzeichnis. S. 111–114. – Verzeichnis der Autoren. S. [115].

Winfried Schröder: Vom Reifen der Alternativen in der Tiefe. Ralf Schröders Lesarten der russischen und sowjetischen Literatur. Dokumente und Texte. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2003. 223 S., Abb. (*Ralf Schröder. Band 2.*) ISBN 3-937209-05-0.

[Enthält: Dokumente und Texte. S. 10/11. – Ralf Schröder. S. 12/13. – *Zur wissenschaftlichen Biographie:* 1949. S. 15. – 1950. S. 15–16. – 1951. S. 16/17. – 1953. S. 17. – 1954. S. 17. – 1956. S. 17–26. – 1957. S. 26–28. – *September 1957–1964.* S. 28–47. – *Anfang 60er Jahre.* S. 47–50. – 1965. S. 50/51. – 1967. S. 51–57. – 1968. S. 57–61. – 1969. S. 61–69. – 1970. S. 69–73. – 1971. S. 73–81. – 1972. S. 81/82.

– 1973. S. 82–87. – 1974. S. 87–93. – 1975. S. 93–102. – 1976. S. 102/103. – 1977. S. 103–111. – 1978. S. 111/112. – 1979. S. 112–115. – 1980. S. 115–119. – 1981. S. 119–121. – 1982. S. 121–124. – 1983. S. 124–134. – 1984. 134–130. – 1985. S. 139–142. – 1986. S. 142–152. – 1987. S. 152–157. – 1988. S. 157–158. – 1989. S. 158–173. – 1991. S. 174–185. – 1992. S. 185–192. – 1993. S. 192–199. – 1994. S. 199–202. – 1995. S. 202–212. – 1996. S. 212–223.]

Wege zur Welt-Anschauung. Ehrenkolloquium für Dieter Aner anlässlich seines 70. Geburtstages 2. September 2003. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2004. 46 S., 1 Abb. ISBN 3-89819-195-8.

[*Enthält:* Vorwort. S. 7/8. – Peter Porsch: *Linguo – Landeskunde*. S. 9–13. – Uta Sander: *Das Landeskundekonzept von Dieter Aner*. S. 14–18. – Alexander Schwarz: *Dieter Aner und die »Schöppenstedter Brezel«*. S. 19–24. – Wolfgang Brunner: *Dieter Aner zum 70. Geburtstag*. S. 25–28. – Jos Wilmots: *Meine Sicht der Dinge*. S. 29–32. – Ulrich Forchner: *...keiner konnte so lachen wie Du!* S. 33/34. – Dieter Aner: *Sowjetische Germanistikstudenten in Leipzig*. S. 35–39. – Peter Porsch: *Für Dieter Aner*. S. 40–44. – *Anschriften der Autoren*. S. 45/46.]

Willi Beitz / Winfried Schröder (Hrsg.): Ralf Schröder – zu Leben und Werk. Briefe aus Bautzen II. Debatten über Bulgakow, Ehrenburg, Aitmatow, Trifonow, Tendrjakow. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V. 2005. 322 S., Abb. (Ralf Schröder. Band 3.) ISBN 3-865-059-5.

[*Enthält: Teil I: Dokumente und Texte zur Zeitgeschichte.* Briefe von Ralf Schröder aus der Untersuchungshaft in Leipzig, dem »Roten Ochsen« in Halle/Saale sowie aus den Haftjahren in Bautzen II. *Nekrologe*. S. 14–130. – *Teil II:* 1. Ein wissenschaftlicher Neuanfang im östlichen Teil Deutschlands im Zeichen von Georg Lukács. S. 132–137. – 2. Ilja Ehrenburg und sein Roman »Der Fall von Paris«. S. 137–143. – 3. Zur Faust-Rezeption in der DDR und der BRD. S. 144–170. – 4. Michail Bulgakows Roman »Der Meister und Margarita« in der DDR. S. 170–181. – 5. Tschingis Aitmatow in der DDR und der BRD. S. 181–227. – 6. Juri Trifonow in der DDR und der BRD. S. 227–266. – 7. Der Nachlaß Wladimir Tendrjakows. S. 266–274. – Ergänzung zum 4. Abschnitt. S. 274–281. – *Anhang:* Personenverzeichnis für Band 2 und 3. S. 284–297. – Sachwortregister für Band 2 und 3. S. 298–318. – Chronologische Übersicht zu den Texten in Band 2 und 3. S. 320/321.]

Dichter in den Brüchen der Zeit. Herausgegeben von Antonia Opitz und Roland Opitz. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2005. 438 S., Ill. ISBN 3-89819-218-0. – 2., korr. Auflage 2005. ISBN 978-3-89819-218-7.

[*Enthält:* *Zeiten-Brüche*. S. 11. – Peter Gosse: *Schmerzfühligkeit, Weltfühligkeit*. S. 13–16. – Klaus Werner: *Das Janusgesicht der Revolutionen. Zu einem Dilemma und Vermächtnis »linker« Literatur und Literaturwissenschaft*. S. 17–29. – Andreas Herzog: *Jüdische Renaissance und jüdischer Messianismus. Literarische Selbstverständnisse und Sinnentwürfe zwischen Jahrhundertwende und Erstem Weltkrieg*. S. 31–50. – Klaus Schuhmann: *Schwerter-Zeiten in der deut-*

schen Literatur des 20. Jahrhunderts. S. 51–72. – Willi Beitz: Šolochov und das »Zeitalter des totalen Krieges«. S. 73–86. – Günter Mieth: Ernst Bloch und Friedrich Schiller. S. 87–95. – Dietrich Löffler: Der deutsch-deutsche Literaturtausch in den siebziger Jahren. S. 97–110. – Walfried Hartinger: Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* und der deutsch-deutsche Literaturstreit. S. 111–124. – Horst Haase: Zum historischen Standort der DDR-Literatur. S. 125–133. – Ilse Nagelschmidt: Brüche, Spannungen und Kontinuität. Texte nach 1989 in Ostdeutschland. S. 135–147. – Stephen Brockmann: Brecht und die deutsche Nation. S. 149–164. – Volker Braun: An Klopstocks 200. Todestag. S. 165–167. – Christel Hartinger: Gedichte im Gespräch. Nachgeborene Dichtung, dialogisiert mit Texten Bertolt Brechts. S. 169–195. – Ralph Grüneberger: Brecht mit Schuhmann lesen. S. 197–203. – Roland Opitz: Ein junger Mann namens Hans Kast. S. 205–231. – Antonia Opitz: Volker Braun: *Plinius grüßt Tacitus*. Gedanken beim Häuten einer »Zwiebel aus Sinn«. S. 233–247. – Christiane Schulz: »Das Schrecklichste der Welt sind blinde Eltern«. Verwandlung und Krankheit zum Tode in Anna Seghers' nachgelassener Erzählung *Jans muß sterben*. S. 249–269. – Klaus Pezold: »Lang wußt ich nicht, daß es noch Störche gibt.« Zum Thema Natur und Naturbedrohung im Werk von Günter Grass. S. 271–282. – Anna Chiarloni: Günter Kunert, *Lehren ziehen*. Eine Interpretation. S. 283–289. – Annemarie Mieth: Zum Umgang mit einem Stück voller Frust, Gewalt und »gestelzter Sätze«: *Fegefeuer in Ingolstadt* von Marieluise Fleisser (1924/1926). S. 291–302. – Norbert Honsza: Modernisierte Trivialmythen-Konzepte: Elfriede Jelinek. S. 303–312. – Heinz Klunker: »Ein Theatertier bin ich nicht.« Elfriede Jelineks Anfänge als Bühnenautorin. S. 313–323. – Werner Jung: Von vorletzten und letzten Dingen. Anmerkungen zu Botho Strauß. S. 325–332. – Peter Gugisch: Fühmanns *Rumpelstilzchen*. S. 333–343. – Dorothea Gelbrich: »Ich bin ein Dichter und kein Zeitgenosse.« Peter Hacks' Historien – Vorgriffe als Rückgriffe. S. 345–363. – Michael Masanetz: »Tod als Heimkehr«. Christoph Heins *Der fremde Freund*: eine Variation über das Utopie-Thema. S. 365–395. – Peter Geist: Reprisen, Übermalungen, Anverwandlungen – Konstruktion von DDR-Erfahrung in Gedichten jüngerer und junger Ostdeutscher. S. 397–418. – Verzeichnis der schriftlichen und medialen Publikationen von Klaus Schuhmann. S. 419–434. – Zu unseren Autoren. S. 435–438.]

Klaus Schuhmann: »Ich benötige keinen Grabstein«. Brechts literarisches Schaffen im Kontext der Literatur des 20. Jahrhunderts. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2006. 349 S. ISBN 3-89819-248-2.

[*Enthält:* 1. Nach-Lese oder Brecht und kein Ende. S. 7–11. – 2. Gruppenbild mit Kriegsdichtern samt einem Ausburger Gymnasiasten. S. 12–31. – 3. Soldatische Wiedergänger, protestierende Kriegskrüppel, Statuenmenschen. S. 32–52. – 4. Baalsche Bruderschaften: Hans Henny Jahns »Pastor Ephraim Magnus« und Hermann Hesses »Klingsors letzter Sommer«. S. 53–68. – 5. Vom Hunger nach Brot und Gerechtigkeit (Tucholsky, Mehring, Becher). S. 69–86. – 6. Die »Sterbesakramente« des Großstadtlebens – von der Grammophonunterhaltung zur Radio-Didaktik. S. 87–109. – 7. »Zertrümmerung der Person«. Brechts »Mann

ist Mann« und Döblins »Berlin Alexanderplatz«. S. 110–120. – 8. Die Brecht-Benn-Konstellation am Beginn der dreißiger Jahre. »Die Maßnahme« – »Das Unaufhörliche«. S. 121–132. – 9. Im Wettstreit des Erzählens – Bertolt Brecht und Anna Seghers. S. 133–155. – 10. »Falladah« auf der Revuebühne – Materialien zu einer Revue. S. 156–172. – 11. Leben kontra Kunst – Autoren im Zwiespalt des Jahrhunderts. S. 173–191. – 12. Der »Anstreicher« am Mikrophon – Stimmen und Gegenstimmen außer Landes. S. 192–206. – 13. Annäherung und Distanz in den Exilgedichten von Bertolt Brecht und Johannes R. Becher. S. 207–218. – 14. Geschichtsbilder im Zeiteinsatz – vom Hoffen auf Zukunft in »finsternen« zum Utopieverlust »posthistorischen« Zeiten. S. 219–239. – 15. Auf asiatischen Terrain – Brechts »Tui-Projekte« und Hermann Hesses »Glasperlenspiel«. S. 240–260. – 16. Antigone redivivus: Hasenclever, Döblin, Brecht und Hochhuth rezipieren Sophokles. S. 261–279. – 17. »Tristesse« contra »Vergnügungen« – Benn und Brecht in den fünfziger Jahren. S. 280–293. – 18. Vom Gedichtschreiben in den »Mühen der Ebenen«. Bertolt Brecht, Peter Huchel, Volker Braun, Heiner Müller. S. 294–304. – 19. Brecht bei Fried – Zeitalterdialog im Gedicht. S. 305–323. – 20. Fragen und Antworten der Nachgeborenen – fünfzig Jahre nach Brechts Tod. S. 324–350. – Über den Autor. S. 351.]

Willi Beitz: Scholochow und Stalin. Ein Beitrag zur Kontroverse um den Literatur-nobelpreisträger. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2007. 88 S., 7 Abb. ISBN 978-3-89819-266-0.

[*Enthält:* 1. Zur Einführung. S. 7–14. – 2. Erste Gespräche – Entscheidungen über den Druck literarischer Werke. S. 15–24. – 3. Der Kontakt zu Stalin ist lebensrettend. S. 25–46. – 4. Gab es »Gegenleistungen« Scholochows für Stalins Hilfe? – 5. Kriegs- und Nachkriegszeiten – abreißender Kontakt. S. 67–70. – 6. War Scholochow im Alter Stalinist? S. 71–80. – Herkunftsnachweise der Bild-dokumente und Faksimiles. S. 81. – Zum Autor. S. 83. – Neuerscheinungen 2007 der Rosa-Luxemburg-Stiftung. S. 85–88.]

Geschichtlichkeit – Aufklärung – Revolution. Literatur im Gang der Zeiten. Zum 80. Geburtstag von Claus Träger (1927–2005). Herausgegeben von Roland Opitz und Klaus Pezold. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2007. 152 S. ISBN 979-3-89819-276-7.

[*Enthält:* Roland Opitz / Klaus Pezold: Vorbemerkung der Herausgeber. S. 5/6. – Claus Träger: Geschichtlichkeit – Aufklärung – Revolution. Literatur im Gange der Zeit. S. 7–28. – Peter Porsch: Eröffnung des Kolloquiums. S. 29–32. – Thomas Metscher: Marxismus und Aufklärung. Überlegungen für ein Gespräch mit Claus Träger. S. 33–55: I. Zukunft und Zukunftsfähigkeit des Marxismus. S. 33–35. – II. Aufklärung und die Idee einer kommunistischen Gesellschaft. S. 35–44: 1. »Ausgang des Menschen aus selbst verschuldeter Unmündigkeit«: Kants Begriff der Aufklärung. Selbstbestimmung und transzendentaler Gesichtspunkt. Standpunkt der Menschheit. S. 37/38. – 2. Konkrete Freiheit als Glutkern der neuen Kultur. Das Individuum als Kernkategorie. »Alle Verhältnisse umwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein

verlassenes, ein verächtliches Wesen ist«. S. 38–41. – 3. Demokratie, menschliche Rechte, »Projekt der Revolution«. S. 41–44. – III. Gesinnungen der Aufklärung. Drei Paradigmen. S. 44–55: 1. Eliminatorischer Antisemitismus versus praktische Vernunft: Lessings *Nathan der Weise*. S. 44–50. – 2. Mozarts Zauberflöte und die Dialektik der Aufklärung. S. 50–55. – Frank Steffen: »Die Sache stimmt immer. Die Schwierigkeit erwächst erst, wenn anstelle der Sache der Begriff von ihr stehen muß ...« (Claus Träger). S. 56–69. – Jochen Marquardt: Statue und Panorama. Kulturkritische Implikationen bei Heinrich von Kleist, Adam Heinrich Müller und Neil Postman. S. 70–78. – Günter Arnold: »Die wunderbare Ineinanderwirkung der Begebenheiten«. Gemeinsamkeiten Herders und Forsters. S. 79–88. – Siegfried Wollgast: Gemeinsamkeiten von Literatur und Philosophie in der Frühen Neuzeit und im 20. Jahrhundert in Deutschland. S. 89–102. – Truong Hông Quang: Goethes *Faust* und Nguyễn Das Mädchen *Kiéu* – ein komparatistischer Versuch. S. 103–113. – Dietmar Endler: Trivilliteratur und Landesbild. Bulgarisches bei Hans Wachenhusen und Dora Stempel. S. 114 bis 124. – Matthias Oehme: Zwischen Paris und Moskau. Schillers Suche nach tragischen Stoffen. S. 125–135. – Hannelore Gärtner: Doch ein Begriff muss bei dem Worte sein ... Persönliche Bemerkungen zu der Zusammenarbeit mit Claus Träger beim *Wörterbuch der Literaturwissenschaft*. S. 136–141. – Peter Porsch: »Akademische Selbstverwaltung« und Hochschulpolitik. Ein Beispiel unter den Bedingungen der DDR. S. 142–150. – Autorenverzeichnis. S. 151/152.]

Walfried Hartinger: Wechselseitige Wahrnehmung. Heiner Müller und Christa Wolf in der deutschen Kritik – in Ost und West. Herausgegeben von Christel Hartinger und Roland Opitz. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2008. 286 S., Abb. ISBN 978-3-89819-275-0.

[*Enthält:* Vorwort S. 11/12. – Teil I: Heiner Müller: Vorbemerkung. S. 13/14. – Kapitel 1: Getrennte Rezeption von Heiner-Müller-Texten in Ost und West bis Anfang der siebziger Jahre. Heiner Müllers Texte im Zusammenhang der DDR-Literatur und der DDR-Kulturpolitik. S. 15–36. – Beginn der Rezeption Heiner Müllers im Westen. S. 37–48. – Kapitel 2: Erste diskursive Verkopplungen und Parallelitäten in der Ost-West-Rezeption. *Macbeth*-Debatten in Ost und West. S. 49. – Uraufführung von *Macbeth* in Brandenburg 1972. S. 49–52. – Die *Macbeth*-Inszenierung in Basel. S. 53/54. – Die Harich-Debatte 1973. S. 55–62. – Die Etablierung Heiner Müllers in der literarischen Öffentlichkeit in Ost und West. Beginn der Institutionalisierung in der DDR. Die Inszenierung des Stücks *Zement*. S. 66. – Beginn der Institutionalisierung in der Bundesrepublik Deutschland. Die westdeutsche Gesamtausgabe. S. 67–74. – Kapitel 3: Literärästhetische Divergenzen und institutionelle Vernetzungen in der Ost-West-Rezeption. S. 81. – Das »Grenzgängertum« im Selbstverständnis des Autors. S. 82/83. – Das »Grenzgängertum« im Bewußtsein der Kritik. S. 84–99. – Kapitel 4: Institutionalisierungsereignisse im Westen. S. 100–106. – Kapitel 5: Etablierung eines restringierten Müller-Kanons in der DDR. S. 107–112. – Kapitel 6: Institutionalisierungsereignisse in der DDR und der BRD. S. 113–116. – Kapitel 7: Gleichzeitiger Höhepunkt der Institutionalisierung Müllers in

beiden literarischen Systemen (und zugleich Ausdruck der Stabilität literarästhetischer und ideeller Divergenzen: Müllers *Lohnprücker*-Inszenierung in Ostberlin). S. 117 bis 121. – Kapitel 8: In-Frage-Stellung der Institutionalisierung: Auseinandersetzungen mit Heiner Müller nach der Wende. S. 122–130. – Kapitel 9: Heiner Müller im Verständnis der Kritik als »erster gesamtdeutscher Dichter«. Reflexionen aus Anlaß seines Todes. S. 131–140. – Kapitel 10: Die Etablierung Heiner Müllers als ostdeutscher Dichter? Kommentare zum 70. Geburtstag. S. 141–146. – Teil II: Christa Wolf: Kapitel 1: Christa Wolfs Werk im Kontext der Kulturpolitik. S. 147/148. – Christa Wolfs Literaturkritiken und die Vorgaben der Kulturpolitik. S. 149–151. – Christa Wolf im Widerspruch zu kulturpolitischen Prämissen. S. 152–162. – Christa Wolf auf der Suche nach Ganzheiten. S. 163–166. – Christa Wolfs Texte zwischen »Einheits«-Kritik, Ganzheitswunsch und globalen Ansprüchen. S. 167–169. – Kapitel 2: Zur Forschungslage. S. 170–176. – Kapitel 3: Christa Wolf: *Der geteilte Himmel* in der Ost- und Westkritik. S. 176–191. – Kapitel 4: *Nachdenken über Christa T.* in der Ost- und Westkritik: Zur Entstehungs- und Publikationsgeschichte. S. 192–201. – Das Buch in der Ost-Kritik. S. 202–204. – Die (trendbestimmende) Westkritik zum Buch. S. 205–210. – Kapitel 5: Christa Wolfs *Kindheitsmuster* in der Ost- und Westkritik. S. 211–228. – Kapitel 6: Christa Wolfs *Kein Ort. Nirgends* in der Ost- und Westkritik. S. 229–237. – Kapitel 7: Christa Wolfs *Kassandra* in der Ost- und Westkritik. S. 238–250. – Kapitel 8: Preisverleihungen an Christa Wolf im Spiegel der Ost-West-Wahrnehmung. S. 251–260. – Kapitel 9: Christa Wolfs Erzählung *Was bleibt* und der deutsch-deutsche Literaturstreit. S. 261–274. – Kapitel 10: Christa Wolfs Texte *Auf dem Weg nach Tabou* und *Medea* und die »politischen Grabenkämpfe im vereint-entzweiten Deutschland«. S. 275–282. – Kapitel 11: Reaktionen auf den 70. Geburtstag Christa Wolfs im Jahre 1999. S. 283–286. – Anhang: Abkürzungen und Sigel, die in den Anmerkungen zu diesem Buch verwendet werden. S. 287.]

Horst Nalewski: Deutsche Dichterinnen jüdischen Schicksals. Else Lasker-Schüler, Gertrud Kolmar, Nelly Sachs. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2008. 229 S., Abb. ISBN 978-86583-311-2.

[*Enthält:* Vorwort. S. 6–10. – Else Lasker-Schüler. S. 13–[77]. – Gertrud Kolmar. S. 79–[143]. – Nelly Sachs. S. 145–[227]. – Zum Autor. S. 229.]

Alex Bär: Paradies und Wirklichkeit. Malerei und Grafik. Herausgegeben von Klaus Kinner. Mit Texten von Samuel Vitali, Annika Michalski und einem Vorwort von Peter H. Feist. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2009. 104 S., zahlr. Abb. ISBN 978-3-86583-315-0.

[*Enthält:* Klaus Kinner: Zum Geleit. S. 7. – Peter H. Feist: Wirksam durch Widersprüche. S. 11/12. – Samuel Vitali: Engagement und Balance – zur Malerei von Alex Bär. S. 27–44. – Annika Michalski: Leitmotive und Denkmodelle. Bildbesprechung. S. 56–65: Modell mit Maler. S. 56/57. – Mit blauem Kissen. S. 58/59. – Im Atelier. S. 60/61. – Kleiner Paradiesgarten, nach Rousseau. S. 62/63. – Großer Weltzirkus. S. 64/65. – Alex Bär: Vorschlag zur Neugestaltung der

Flamme in Halle (Saale). S. 97–99. – Biografie. Einzelausstellungen. S. 103. – Autoren. S. 104. – Tafeln: Politik und andere Heimsuchungen. S. 13–15, 77–90 und 94. – Akte, Paare und die Liebe. S. 20/21, 45–53, 72–76 und 91/92. – Landschaften und (Paradies)gärten. S. 22–26. – Stilleben. S. 16–10. – Interieure. S. 10 und 93. – Stadtlandschaften. S. 54/55 und 95. – Zeichnungen und Lithographien. S. 9 und 66–71.]

Horst Haase: Nachgefragt. Anmerkungen zur Literatur und Literaturgeschichte. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2009. 293 S. ISBN 978-3-89819-319-1.

[*Enthält:* Vorbemerkung. S. 11–12. – *I. Mit Empathie gesehen. Schriftsteller gestern und heute.* S. 13–122: – »...die Menschen nehmen wie sie sind«. Georg Christoph Lichtenberg. S. 13–18. – Sein Dichter-Ton ist einmalig geblieben. Friedrich Hölderlin. S. 18–20. – Die Gegenrevolution kannte keine Gnade. Hoffmann von Fallersleben. S. 21–24. – Vergeblich totgeschwiegen. Georg Weerth. S. 24–28. – Russlands Bitterkeit in Worte gefasst. Maxim Gorki. S. 28–31. – Der Autor, an dem sich die Geister schieden. Heinrich Mann. S. 32–37. – Das Pathos der Hoffnung. Erich Weinert. S. 37–39. – »Durch finstere Gassen schritt ich einsam...« Gertrud Kolmar. S. 40–43. – Holt ihn und uns die Vergangenheit wieder ein? Ernst Jünger. S. 43–50. – Proletenjunge von der Waterkante. Willi Bredel. S. 50–56. – Hinter den schwarzen Wäldern geboren. Theo Harych. S. 56–59. – Was wir an ihm haben. Georg Maurer. S. 60–62. – Er sang das Lied von der Partei, die immer recht hat. Louis Fürnberg. S. 63–66. – »...ich konnte nicht außerhalb der Zeit stehen«. Stephan Hermlin. S. 66–70. – »Ästhetik des Widerstands« – ein Jahrhundertbuch. Peter Weiss. S. 71–77. – Die Büffel-Täter und die Lämmer-Opfer. Heinrich Böll. S. 78–81. – Manifeste gegen das Vergessen. Wolfgang Borchert. S. 82–84. – Das Unsagbare erzählen. Edgar Hilsenrath. S. 85–87. – Störung beim Siegerfrühstück. Günter Grass. S. 88–93. – Ein Querdenker. Erich Köhler. S. 94–97. – Im Zwiegespräch mit vielen Menschen. Eva Strittmatter. S. 98–100. – Geschichte und Gegenwart. Erik Neusch. S. 101–114. – Erzählerin von Format. Helga Königsdorf. S. 114–117. – »Die arbeitende Ironie der Geschichte«. Volker Braun. S. 118–122. – *II. Essays, Abhandlungen, Briefe.* S. 123–180: – Aspekte kultureller und künstlerischer Entwicklung in der DDR. S. 123–133. – Zeit für Lyrik. Kommentar zu einer Textstelle bei Thomas Mann. S. 134–140. – Ausleuchtung einer »Korrektur«. Johannes R. Becher und sein Verhältnis zu Walter Janka, Wolfgang Harich und Hans Mayer Mitte der fünfziger Jahre. S. 141–154. – Zum historischen Standort der DDR-Literatur. S. 155–164. – Brief an Hermann Kant. Zu »Okarina«. S. 165–173 – Brief an Werner Mittenzwei. Zu »Die Brockenlegende«. S. 173–180. – *III. Sichten und Standpunkte von Literaten und Literaturwissenschaftlern, Rezensionen.* S. 181–284: – Mit der Draisine auf die Reise in schmerzliche Erinnerungen. Zu Jurij Bržzans Mein Stück Zeit und Ansichten und Einsichten. S. 181–184. – Die Irrungen und Wirrungen des Jahrhunderts. Zu Hans Richters Fühmann-Biographie. S. 185/186. – Das Ende vom Lied. Zu Heinz Czechowskis Nachspur. Gedichte und Prosa 1987–1992. S. 187/188. – Sprache wie gestanzt.

Zu Wulf Kirstens Stimmenschotter. Gedichte 1987–1992. S. 189–190. – Rebel-
 lisch mit skeptischem Blick. Zu Vagant, der ich bin. Erich Arendt zum 90. Ge-
 burtstag. S. 191–193. – Sein Ort zum Leben: eine »offene Welt«. Zu Rainer Maria
 Rilkes Briefen. In zwei Bänden. Hrsg. von Horst Nalewski. S. 193–198. – So-
 zialistische Literatur. War da was? Zum Lexikon sozialistischer Literatur. Ihre
 Geschichte in Deutschland bis 1945. S. 199–203. – Wer schilt wen warum? Zur
 Geschichte der deutschen Literatur von 1945 bis zur Gegenwart. Hrsg. von
 Wilfried Barner. S. 203–211. – Von Klevenow nach Wendenburg. Zu Helmut
 Sakowskis Roman Wendenburg. S. 212–214. – Ein ungewohnt widerstehendes
 Gedränge. Zu Elke Erbs Unschuld, du Licht meiner Augen. Gedichte und Der
 wilde Forst, der tiefe Wald. Auskünfte in Prosa. S. 214–216. – Wider die »un-
 bändige Unterwürfigkeit«. Zu Wolfgang Hilbigs Abriß der Kritik. S. 217–219.
 – Kaisborsteler Elegien. Zu Günter Kunerts Mein Golem. Gedichte. S. 219–221.
 – Zwischen den Stühlen. Zu Wolfgang Emmerichs Kleine Literaturgeschichte
 der DDR. Erweiterte Neuausgabe. S. 221–224. – Nicht nur für Kenner. Zu Theodor
 Kramers Laß still bei dir mich liegen ... Liebesgedichte und Spätes Lied.
 Gedichte. S. 225–227. – Für jegliches Pathos ungeeignet. Zu Thomas Rosen-
 löchers Die Dresdner Kunstausbung. S. 228/229. – Über sieben Brücken. Zu
 Helmut Richters Wiederseh'n nach Jahr und Tag. S. 230/231. – Stich ins Wes-
 pennest. Zu Jens-Fietje Dwars' Abgrund des Widerspruchs. Das Leben des Jo-
 hannes R. Becher. S. 232–238. – Die satten Zeiten sind vorbei. Zu Durs Grün-
 beins Nach den Satiren. S. 239/240. – Verse wie Sand im Getriebe. Zu Adolf
 Endlers Der Pudding der Apokalypse. S. 241–244. – Totgesagte leben länger. Zu
 DDR-Literatur der neunziger Jahre. Edition text+kritik. Hg. Heinz Ludwig
 Arnold. S. 244–248. – Aufkündigung der Sklavensprache. Zu Gerhard Zwerenz'
 Krieg im Glashaus oder Der Bundestag als Windmühle. Autobiographische
 Aufzeichnungen vom Abgang der Bonner Republik. S. 249–252. – Freiheit der
 Kultur – von Geheimdiensten gesteuert. Zu Frances Stonor Saunders Wer die
 Zeche zahlt ... Der CIA und die Kultur im Kalten Krieg. S. 253–256. – Die
 Revolution frisst ihre Kinder. Zu Michael Schneiders Der Traum der Vernunft.
 Roman eines deutschen Jakobiners. S. 257–260. – Pathos alles Lebendigen. Zu
 Peter Gosses Seinsgunst. Gedichte. S. 261/262. – Ruhepunkte im alltäglichen
 Horror. Zu Erwin Strittmatters Geschichten ohne Heimat. Hrsg. von Eva Stritt-
 matter. S. 263–266. – Rückblick ernsthaft selbstkritisch. Zu Günter Eberts Der
 Junge aus dem Henkerhaus. Roman. S. 266–268. – »Genug jetzt zackerellt«. Zu
 Bert Papenfuß' Rumbalotte. 1998–2002. S. 269–271. – Ungekürzt und unzen-
 siert. Zu Ludwig Renns Der spanische Krieg. S. 271–274. – Vergleiche, Kon-
 traste, Bilanzen. Zu Klaus Schuhmanns »Ich benötige keinen Grabstein«. Brechts
 literarisches Schaffen im Kontext der Literatur des 20. Jahrhunderts und
 »Seit ein Gespräch wir sind und hören voneinander«. Gedichtnetzwerke in der
 deutschsprachigen Lyrik des 20. Jahrhunderts. S. 274–277. – Die Eule der Mi-
 nerva fliegt. Zum Briefdialog zwischen Peter Hacks und Hans Heinz Holz.
 S. 277–279. – »O Menschheit, hilf!« Zu Kubas Gedicht vom Menschen.
 S. 280–282. – Abschied mit Reimgeläute. Zu Peter Rühmkorfs Paradiesvogel-
 schuß. Gedichte. S. 283/284. – *Anhang*. S. 285–291. – Personenverzeichnis. S. 285
 bis 290. – Zum Autor. S. 291.]

Adelheid Latchinian: Mit Tschingis Aitmatow auf dem Jahrhundertweg. Drei neuere Arbeiten zu seinem Schaffen. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2009. 59 S., 7 Abb. ISBN 978-3-89819-303-0.

[Enthält: Vorwort. S. 7–9. – Mit Tschingis Aitmatow auf dem Jahrhundertweg. S. 13–35. – Aitmatows Pasternak-Verhältnis. S. 37–46. – Von der paradoxalen Macht des Wortes. Tschingis Aitmatows Roman »Das Kassandramak«. S. 47–58. – Zur Autorin. S. 59.]

Roland Opitz: Der russische Roman. Sechzehn Kapitel aus der 150-jährigen Geschichte zwischen Puschkin und Aitmatow. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2009. 355 S. ISBN 978-3-89819-321-4.

[Enthält: Vorwort. S. 7–12. – Onegin – oder Tatjana? Die Geburt des russischen Romans. Alexander Puschkin: Jewgeni Onegin (1831). S. 13–25. – Zwei Kräfte. Puschkins Auffassung von Geschichte. Alexander Puschkin: Die Hauptmanns-tochter (1836). S. 26–40. – Das Porträt eines jungen Mannes. Michail Lermontow: Ein Held unserer Zeit (1840). S. 41–59. – Dornröschen. Iwan Turgenew: Vorabend (1860). S. 60–75. – Ganja Iwolgin, ein »nasses Huhn«. Fjodor Dostojewski: Der Idiot (1869). S. 76–97. – *Das Experiment mit dem Alltäglichen.* Fjodor Dostojewski: Der Jüngling (1875). S. 98–121. – *Hegel-Spuren.* Lew Tolstoi: Anna Karenina (1877). S. 122–148. – *Rußland im Schneesturm.* Boris Pilnjak: Das nackte Jahr (1921). S. 149–172. – *Die Erprobung neuer Schreibverfahren.* Boris Pilnjak: Maschinen und Wölfe (1925). S. 173–189. – *Schlafende.* Michail Bulgakow: Die weiße Garde (1925; 1929). S. 190–206. – *Ein ganzes, ein in sich geschlossenes Buch.* Michail Bulgakow: Meister und Margarita (1940; 1967). S. 207–235. – *Schicksale im Strom der Geschichte.* Michail Scholochow: Der Stille Don (1940). S. 236–250. – *Ein Philosoph als Romanautor.* Leonid Leonow: Der russische Wald (1953). S. 251–281. – *In den Fängen einer tiefen Leidenschaft.* Vladimir Nabokov: Lolita (1955). S. 282–297. – *Lebensphilosophie.* Boris Pasternak: Doktor Shiwago (1957). S. 298–323. – *Der alte Mann und das Kamel.* Tschingis Aitmatow: Der Tag zieht den Jahrhundertweg (1980). S. 324–352. – Quellennachweis. S. 353–354. – Über den Autor. S. 355.]

Klaus Pezold: Heinrich Wiegand. Leipziger Sozialdemokrat, Publizist und Freund Hermann Hesses. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2011. 320 S., Abb. ISBN 978-3-89819-371-9.

[Enthält: Vorbemerkung. S. 7–9. – 1. Bildungsgang und berufliche Anfänge. S. 11–26. – 2. Der Weg zur Arbeiterbewegung. S. 27–38. – 3. Das Wirken des Musikkritikers Heinrich Wiegand: 3.1. Prämissen und Aspekte seines Musikverständnisses 39–82. – 3.2. Exkurs: »Lieber will ich ein Barbar heißen, als im Fall Wagner heucheln« – Wiegands schwieriges Verhältnis zu Richard Wagner. S. 83–98. – 3.3. Heinrich Wiegand und das Leipziger Musikleben in den letzten Jahren der Weimarer Republik. S. 99–150. – 4. Der Literat Heinrich Wiegand: 4.1. Spannweite und Positionen des Literaturkritikers. S. 151–183. – 4.2. Exkurs: »H. W. der einzige gute Leser des Dichters H. H.« – Der Literaturkritiker Heinrich Wiegand und Hermann Hesse. S. 184–201. – 4.3. Zwischen journalistischem

Auftrag und literarischem Anspruch. Heinrich Wiegands publizistisches Wirken jenseits seiner Verpflichtungen als Kritiker. S. 202–228. – 5. Heinrich Wiegand im Krisenjahr 1932/33: 5.1. Sein Wirken als letzter Redakteur der Monatsschrift »Kulturwille«. S. 229–252. – 5.2. Wiegands Bemühen um einen Roman des Jahres 1932: das Fragment »Die Väter ohne Söhne«. S. 253–270. – 6. Ein Exilantenschicksal im Zeitraffer: Heinrich Wiegands letztes Lebensjahr: 6.1. Schwierige Lebensbedingungen und unsichere Hoffnungen. S. 271–284. – 6.2. Exkurs: »Nach der Begegnung bei Ihnen interessiert er mich mehr als vorher.« – Heinrich Wiegands neues Verhältnis zu Thomas Mann. S. 285–296. – 6.3 Das Ende in Lericci. S. 297–308. – Personenregister. S. 309–320. – Über den Autor. S. 321.]

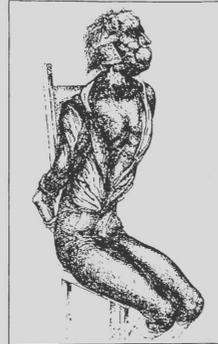
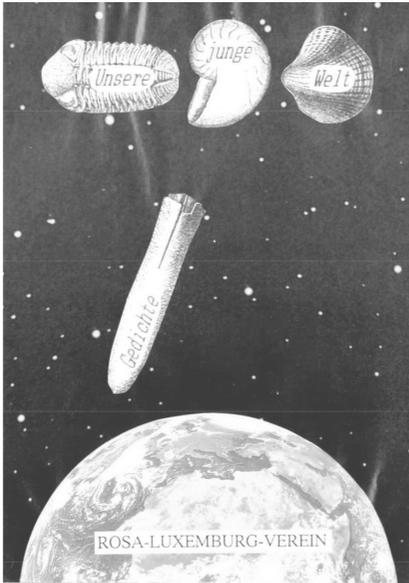
Willi Beitz: Warlam Schalamow – der Erzähler aus der Hölle von Kolyma. [Leipzig:] Leipziger Universitätsverlag 2012. 80 S., 4 Abb. ISBN 978-3-386583-732-5. [Enthält: Vorbemerkung. S. 7–9. – Zur Biographie Warlam Schalamows. S. 11–16. – Die Lager an der Kolyma. S. 17–20. – Der Erzähler Warlam Schalamow. S. 21–45. – Trude Richter – eine deutsche Schriftstellerin an der Kolyma. S. 47–50. – Anhang: Texte von Warlam Schalamow (Auszüge): Sentenz. Für Nadeshda Jakowlewna Mandelstam. S. 53–59. – Über einen Fehler der schönen Literatur. S. 61–68. – Über Prosa. S. 69–72. – Personenverzeichnis. S. 73–75. – Literaturauswahl. S. 77–80.]

Verfolgt – bejubelt – vergessen. Zum Leben und Werk von Bruno Apitz. Herausgegeben von Stefanie Götzte. Leipzig: Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2015. 115 S., Ill. ISBN 978-3-00-044607-8.

[Enthält: Michael Faber: Einleitung. S. 5–8. – Marlis Apitz: Zum Geleit. S. 9/10. – Lars Förster: Bruno Apitz im KZ Buchenwald. S. 11–52. – Denise Görlach »Die Marmorstatue« – Ein Fundstück aus dem Archiv. Über die Entstehung und Edition eines Prosafragments von Bruno Apitz. S. 53–74. – Susanne Hantke »... weil es mir darauf ankam, das Dschungelgesetz deutlich zu machen...«. Die Genese von Bruno Apitz' antifaschistischen Kultroman »Nackt unter Wölfen« 1955–1958. S. 75–97. – Bill Niven: Die Neuverfilmung von Nackt unter Wölfen und ältere Verfilmungen im Vergleich. S. 99–112. – Abbildungsnachweis. S. 113. – Autor*innenverzeichnis. S. 114/115.]

In memoriam Roland Opitz. [Leipzig:] Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 2016. 62 S., Abb. ISBN 978-3-00-054242-8.

[Enthält: Klaus Werner: Abschied von einem gelehrten Freund. Trauerrede, gehalten am 28. Januar 2015 in der Hauptkapelle des Leipziger Südfriedhofs. S. 5–15. – Peter Porsch: Roland Opitz – Widerspruch, Schönheit, Liebe und Kunst – gesehen durch schwarze Augen. S. 17–21. – Manfred Neuhaus: Abschiedsworte für einen sächsischen Orlando Furioso. S. 23–26. – Wolfgang Geier: Für Roland. S. 27–29. – In memoriam Prof. Dr. sc. phil. Roland Opitz. Kondolenz der Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen. S. 31/32. – Peter Gosse: Opitz' Jewgenij. S. 33–38. – Wissenschaftliche Arbeiten von Roland Opitz. Eine Bibliographie. S. 39–51. – Abbildungen. S. [53]–62.]



Alfred Klein, Günter Mieth und Klaus Pezold

**IM ZWIELICHT DES
JAHRHUNDERTS**

Beiträge zur Hölderlin-Rezeption



**VERBRANNT, VERBOTEN,
VERBANNT. VERGESSEN?**

Zum 60. Jahrestag der Bücherverbrennung
von 1933

LITERATUR-
HISTORISCHE
STREIFZÜGE

Für Hans Mayer
von Schülern
der Leipziger Zeit



Werner Schubert

**FRIEDRICH NIETZSCHE
UND SEINE NACHWELT IN WEIMAR**



»DIE STIMME ERHEBEN ...«

Die russische Literatur in den sechziger Jahren
unseres Jahrhunderts

DEUTSCHE
KAMMERSPIELE
LEIPZIG

Erstausführung

Die Mutter

Das Leben der Ewe/Wladimira Petrovna Wlassowa aus Twerik

Nach Maxim Gorkis Roman

Berthold Brecht

(Wolfgang Götter, Weizenborn und Sie)

Musik von Hanns Eisler

**LEIPZIGER
BRECHT-BEGEGNUNGEN
1923 – 1994**

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 1999



**BETTY LUCAS
bei den Familien Freiligrath und Marx**

Londoner Erinnerungen
aus dem Jahre 1852

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 1998

SCHWAEZTER CHRISTIANE SCHULZ GUDRUN GOES GERHARD SCHAUMAN
 HOLGER POLITT BEATE JONSCHER WILLI BEITZ GEORG SEEHASE WALFRID HIA
 TINGER DIETMAR ENDLER KLAUS SCHUHMAN DAGMAR BURKHART ADELHEI
 LATCHINIAN KARLHEINZ KASPER SILKE WABER MICHAEL MASANETZ IL
 SEHASE HILMAR WALTER PETER GOSSE ROLAND OPTIZ NYOTA THUN ANTON
 OPTIZ HENRIEKE STAHL-SCHWAEZTER CHRISTIANE SCHULZ GUDRUN GOE
 GERHARD SCHAUMANN HOLGER POLITT BEATE JONSCHER WILLI BEITZ GEOR
 SEEHASE WALFRID HARTINGER DIETMAR ENDLER KLAUS SCHUHMAN DAGMA
 BURKHART ADELHEID LATCHINIAN KARLHEINZ KASPER SILKE WABER MICHA
 MASANETZ ILSE SEEHASE HILMAR WALTER PETER GOSSE ROLAND OPTIZ NYO

VON DOSTOJEWSKI BIS KUNDERA

Beiträge zum europäischen Roman
 und zur Romantheorie

PETER GOSSE ROLAND OPTIZ NYOTA THUN ANTONIA OPTIZ HENRIEKE STAHL
 SCHWAEZTER CHRISTIANE SCHULZ GUDRUN GOES GERHARD SCHAUMAN
 HOLGER POLITT BEATE JONSCHER WILLI BEITZ GEORG SEEHASE WALFRIE
 HARTINGER DIETMAR ENDLER KLAUS SCHUHMAN DAGMAR BURKHART ADE
 HEID LATCHINIAN KARLHEINZ KASPER SILKE WABER MICHAEL MASANETZ IL
 SEEHASE HILMAR WALTER PETER GOSSE ROLAND OPTIZ NYOTA THUN ANTONI

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen 1999

OPTIZ HENRIEKE STAHL-SCHWAEZTER CHRISTIANE SCHULZ GUDRUN GOE
 GERHARD SCHAUMANN HOLGER POLITT BEATE JONSCHER WILLI BEITZ GEOR

TEXTE ZUR LITERATUR

Heft 9



ANNA SEGHERS
 im Rückblick auf das
 20. Jahrhundert

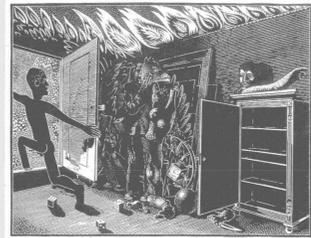
ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 2001

TEXTE ZUR LITERATUR

Heft 10

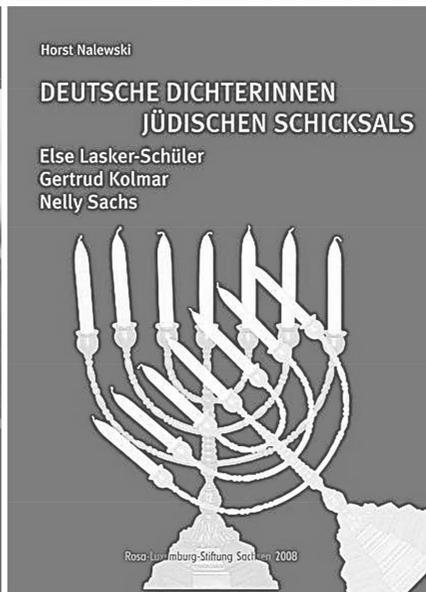


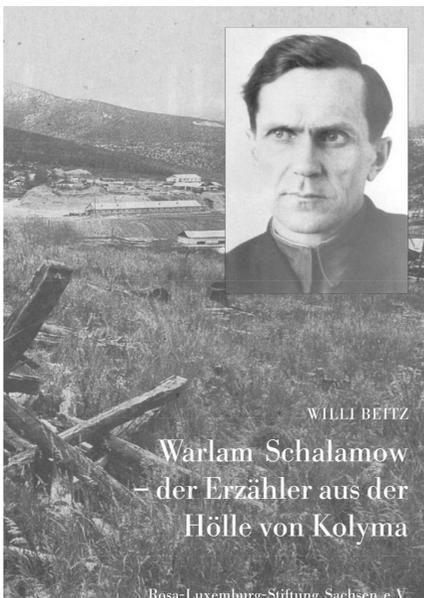
ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN 2003



Dichter
 in den Brüchen
 der Zeit

ROSA-LUXEMBURG-STIFTUNG SACHSEN





WILLI BÜTZ

Warlam Schalamow
– der Erzähler aus der
Hölle von Kolyma

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen e.V.

Klaus Schuhmann

Vom Furor
teutonicus zur
pazifistischen
Brüderlichkeit



Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen
2015

Horst Nalewski

DEUTSCHSTUNDEN

Miniaturen zur deutschen Literatur
des 18. und 20. Jahrhunderts

Rosa-Luxemburg-Stiftung Sachsen
2015



IN MEMORIAM ROLAND OPITZ